

aus  
politik  
und  
zeit  
geschichte

beilage  
zur  
wochen  
zeitung  
das parlament

Erich Kosthorst

Zeitgeschichte und  
Zeitperspektive —

Versuch einer didaktischen  
Ortsbestimmung

Michael Zeller

Bürger oder Bourgeois?

Eine literatursoziologische Studie  
zu Thomas Manns 'Buddenbrooks'

B 22/75

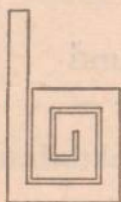
31. Mai 1975

Erich Kosthorst, Dr. phil. geb. 1920 in Bocholt (Westfalen); o. Prof. für Neueste Geschichte und Didaktik der Geschichte sowie Politische Bildung an der Pädagogischen Hochschule Westfalen-Lippe, Abteilung Münster.

Veröffentlichungen u. a.: Die deutsche Opposition gegen Hitler zwischen Polen- und Frankreichfeldzug, Bonn 1957<sup>3</sup>; Von der Gewerkschaft zur Arbeitsfront und zum Widerstand, Bonn 1963; Jakob Kaiser. Der Arbeiterführer, Stuttgart 1970<sup>2</sup>; Jakob Kaiser. Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen 1949—1957, Stuttgart 1972.

Michael Zeller, Dr. phil., geb. 1944; Studium der Germanistik in Marburg und Bonn; z. Zt. freier Mitarbeiter bei verschiedenen Zeitungen.

Veröffentlichung: Väter und Söhne bei Thomas Mann. Der Generationsschritt als geschichtlicher Prozeß, Bonn 1974.



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung,  
53 Bonn/Rhein, Berliner Freiheit 7.

Leitender Redakteur: Dr. Enno Bartels. Redaktionsmitglieder:  
Paul Lang, Dr. Gerd Renken, Dipl.-Sozialwirt Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, 55 Trier, Fleischstraße 61—65, Tel. 06 51/4 80 71, nimmt entgegen:

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, einschließlich Beilage zum Preise von DM 11,40 vierteljährlich (einschließlich DM 0,59 Mehrwertsteuer) bei Postzustellung;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,— zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

# Zeitgeschichte und Zeitperspektive

## Versuch einer didaktischen Ortsbestimmung<sup>1)</sup>

### I.

Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantworte sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten; da aber die Jugend vorlaut, das Alter kleinlaut ewig sein wird, so ist der eigentlich reife Mann immer zwischen beiden geklemmt und wird sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen müssen.“

Mit diesen Sätzen aus Goethes „Maximen und Reflexionen“<sup>1a)</sup> charakterisierte kürzlich Hans-Peter Schwarz in der von ihm gemeinsam mit Richard Löwenthal herausgegebenen Bilanz der Bundesrepublik<sup>2)</sup> das derzeitige Handeln unserer repräsentativen Politiker, gleichgültig ob konservativ, liberal oder linksliberal<sup>3)</sup>. Nicht viel anders stellt sich nach der Arretierung weit in die Zukunft greifender, gesellschaftsverändernder Konzepte der Spielraum der politischen Pädagogik dar. Die Geschichte, speziell die Zeitgeschichte, ist wieder auf den Plan gerufen — nicht zuletzt die jüngste deutschlandpolitische Debatte im Bundestag vom 30. Januar 1975 zeugt davon.

Zwischen „vorlauter Jugend“ und „kleinlautem Alter“ eingeklemmt, mit „wunderlichem“ Behelfswerk für die Reifung der Nation zu wirken — eine solche Position hat in unserer aufgeregten Zeit wenig Aufregendes an sich. Einer forschen Emanzipatorik ohnehin suspekt, mag sie auch diejenigen enttäuschen, die angesichts der vielberufenen Tendenzwende bereits die Wiedergeburt der Geschichte aus dem Geist der Nostalgie fest in ihre politische und pädagogische Rechnung eingesetzt haben. Eine didaktische Position zwischen Progressismus und Konservatismus ist also gewiß prosaisch, aber sie scheint mir hinreichend realistisch zu sein, um in der zwischen progressivem Gestus, nostalgischem Sehnen und neue-

ster Psi-Gläubigkeit weitgespannten geistigen Landschaft der Bundesrepublik didaktisch Posto fassen zu können.

Mit anderen Worten: Zur Bestimmung von Ort und Ansatz einer zeit- und sachgerechten Didaktik der Zeitgeschichte als eines Kernstückes rationaler politischer Urteilsbildung bedarf es zweier Schritte:

1. des Ausleuchtens des Horizonts der Zeitperspektive;
2. der Justierung der zeitgeschichtlichen Thematik durch Einstellung in diese Perspektive.

Unter Zeitperspektive wird hier im Sinne Lewins verstanden „das in der jeweiligen Gegenwart (dem ‚psychischen Felde‘ zu einer gegebenen Zeit) erlebte [nicht notwendigerweise bewußte] Bezogensein auf einen mehr oder weniger großen, in bestimmter Weise strukturierten ‚Zeitraum des Vergangenen und Zukünftigen...‘“, von welchem „die für das Erreichen zukünftiger Ziele erforderliche Motivation oder ‚Moral‘ bestimmt wird“<sup>4)</sup>. In Ergänzung zu dem vom Sozialpsychologen Lewin wie von der Psychologie überhaupt bevorzugt beschriebenen Zukunftsbezug muß der Historiker darauf hinweisen, daß jede Zukunftssicht immer nur als schon *vorgeformt*, d. h. als *vergangenheitsbezogen* zu denken ist. Ohne Vergangenheitsbezug gibt es kein Zukunftserleben, weder für Individuen noch für Gruppen. Daraus folgt, daß Motivation und Handlungswille, „hohe Moral“ im Sinne Lewins, entscheidend von der Vergangenheit mit bestimmt werden, sei es beflügelnd oder auch hemmend.

Nun können Vergangenheits- und Zukunftsbezug in einem ausgewogenen Verhältnis stehen — Menschen und Gesellschaften von „Maß und Mitte“, in ruhigen Zeitläuften; nicht selten aber und zunehmend unter dem starken Veränderungsdruck der modernen Industriesy-

<sup>1)</sup> Leicht gekürzte Fassung eines Vortrages zur Einleitung der Jahrestagung des Landesverbandes Nordrhein-Westfälischer Geschichtslehrer am 10. 3. 1975.

<sup>1a)</sup> Hamburger Goethe-Ausgabe (Hg. E. Trunz), 1953, Bd. XII, Nr. 155.

<sup>2)</sup> Die zweite Republik. 25 Jahre Bundesrepublik. Eine Bilanz, Stuttgart 1974.

<sup>3)</sup> Ebda, im abschließenden Essay unter dem Titel: Wie wird es weitergehen?, S. 930.

<sup>4)</sup> Vgl. die vorzügliche Darstellung des Lewinschen Ansatzes mit Schlußfolgerungen für die Bundesrepublik von Heinz Wiesbrock, der meine eigene Darstellung wesentliche Anregungen verdankt: „Zeitperspektive, Motivation und politische Pädagogik“, in: Politische Erziehung als psychologisches Problem (Bd. 4 der Schriftenreihe Politische Psychologie), Frankfurt 1966, S. 133 ff., hier S. 144 ff.

steme geraten die Komponenten dieser Grundbefindlichkeit in solch starke Spannung, daß ein Pendeln der Zeitperspektive zwischen Vergangenheits- und Zukunftsbezug einsetzt. In den Grundfiguren dieses Prozesses, wie sie die Individualpsychologie schon vor eineinhalb Jahrzehnten als „nostalgisches Phänomen“ und „Fortschrittsgestus“ gekennzeichnet hat, finden wir uns nun als bundesrepublikanische Gesellschaft wieder: schwankend zwischen vorwärtsjagendem Fortschrittsimpetus und rückwärtsgewandtem Sehnen.

Es wird höchste Zeit, diese Konfigurationen zur Kenntnis zu nehmen, damit wir aus dem Staunen über den unerwarteten Pendelschlag endlich herauskommen und die politische Pädagogik unter dieser Perspektive neu justieren können. Konkret heißt das: Die Geschichte mit der Zeitgeschichte ist wieder gefordert wie seit zwei Dezennien nicht mehr (vergleichbar etwa mit der Situation Anfang der fünfziger Jahre, als Hans Rothfels die Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte herausbrachte). Freilich — sie ist eingeklemmt zwischen „Vorlaut“ und „Kleinlaut“, und zum Jubel ist kein Anlaß. Daß speziell die Zeitgeschichte auf den Plan gerufen ist und nicht etwa der Politikunterricht oder die Sozialkunde (die sich beide bekanntlich Stücke von Zeitgeschichte einverleibt haben, zumeist als handhabbares Material) liegt zum einen darin begründet, daß es vordringlich um konkrete *geschichtliche* (auch von der Psychologie nicht zu leistende) Analyse sozialer Prozesse im Lichte gegenwärtiger Erfahrungen geht; und zum anderen darin, daß die Zeitgeschichte als die der obersten Zeitschicht zugewandte historische Teildisziplin die darunter liegenden und sich mit bewegenden geschichtlichen Formationen im Unterschied zu den systematischen Sozialwissenschaften mit thematisieren kann. Daß sich aus diesem Befund auch ein Votum für einen unverkürzten Geschichtsunterricht ergibt, sei hier nur angedeutet.

Schauen wir uns zunächst die offenbar zusammenhängenden elementaren sozialpsychologischen Reaktionen von Nostalgie und Fortschrittspathos etwas näher an: Das „nostalgische Phänomen“, 1961 von dem Psychologen Ch. Zwingmann als Signal individueller Lebenskrise beschrieben<sup>5)</sup>, inzwischen zu einem liebevoll gepflegten publizistischen Thema geworden, ist, wie sich zeigt, ein Syndrom, in welchem ein Gemisch von Enttäuschung über die Realität der Gegenwart und unbestimmter Furcht vor der ungewissen Zukunft ein dif-

fuses Sehnen nach der — guten, besseren, leichteren — Vergangenheit hervorruft. Insofern dies als die elementarseelische Grundlage des Konservativismus als menschlicher bzw. gesellschaftlicher Haltung bezeichnet werden kann<sup>6)</sup>, liegt hier mehr als nur ein soziokultureller Modewechsel oder eine „spät-kapitalistische Dekadenzerscheinung“ vor.

Es tritt eine anthropologische Unterströmung an die Oberfläche, die das Bewußtsein aufnimmt und dieses drängt, in der verworrenen Gegenwart auf Traditionsleitung umzustellen, obwohl zugleich das dumpfe Gefühl mitzuschwingen scheint, daß ein solcher Versuch heute allein nicht mehr weiterführen kann. Die nostalgische Rückwendung, deren schwache Schubkraft zumeist nur bis zu den Außenseiten der Vergangenheit führt, ist denn auch weniger Signal für das Wiedererwachen des historischen Sinnes in gegenwartsmüden Seelen als vielmehr Reflex auf eine seelische Überspannung durch strapaziöse Inanspruchnahme von rapiden Veränderungsprozessen und zusätzlicher Überflutung von einer verbalen Fortschrittskampagne. Dennoch sollte das nostalgische Sehnen als Indikator eines vernachlässigten seelischen Grundbedürfnisses ernst genommen werden: Es verweist einerseits auf die voraussehbaren gesellschaftlich-politischen Folgen anhaltender Geschichtsvergessenheit oder gar schulpolitisch organisierter Geschichtsverdrängung und ist andererseits zugleich eine didaktische Chance, wenn man das schweifende Sehnen nicht nur auf geschichtliche Oberflächenreize auflaufen, sondern auf geschichtliche Substanz treffen ließe.

Der *progressive Überschwang* ist das genaue Gegenstück des nostalgischen Phänomens. Im seelischen Habitus der radikalen Träger der Französischen Revolution sind die Bestandteile des psychologischen Syndroms „Gestus der Fortschrittlichkeit“ zum erstenmal modern ausgeprägt: Annullierung der Vergangenheit (aber nicht in Tabuisierung, sondern in stets wiederholter verbaler Verwerfung) — der hinter abgebrochenen Brücken forcierte Zukunftsvorgriff und die ‚Instrumentalisierung‘ der gegenwärtig Lebenden — die gedankliche Antizipation einer neuen (harmonischen) Welt mit neuen (vom alten Dreck gereinigten, guten Menschen — enthusiastischer Aktivismus).

Man reibt sich die Augen: eben dies ist an unvorübergerauscht, ohne daß wir begriffen was wir erlebten. Die Historiker hatten in der Analyse der Französischen Revolution die begrifflichen Kategorien zwar bereitgestellt, aber der Vergessenheit anheimfallen lassen. Vc

<sup>5)</sup> Das nostalgische Phänomen, in: Zur Psychologie der Lebenskrisen, hrsg. von Ch. Zwingmann, 1962, zitiert bei Wiesbrock, a. a. O., S. 147.

<sup>6)</sup> Vgl. H. Wiesbrock, a. a. O., S. 147.

der Sozialpsychologie sind sie bereits vor dem Einsetzen der Studentenbewegung wieder aufgegriffen und psychologisch transformiert worden — man hat sie nicht beachtet. So sei als Postskriptum hier mitgeteilt, was der Sozialpsychologe Heinz Wiesbrock bereits 1964 — ante portas — schrieb und was sich wie eine Prognose unserer gegenwärtigen Misere liest: „Namentlich im Rückschlag der seelischen Überspannung treten oft innere Leere und Deätismus ... oder neurotische Ungeduldshaltungen an den Tag ... Die Wiedererweckung des abflauenden transformierenden Überschwangs wird teils versucht durch immer erneut nachvollzogenen Abspurung von der Vergangenheit; ein ständig erneuerter Aversionsaffekt zur Vergangenheit hin bedeutet aber ein Stück neurotischer Fixation, seelische Rigidität, das in einer Art Wiederholungszwang unfrei macht. Andernteils ist auch der Versuch, den enthusiastischen Griff in die ideale Zukunft stets zu erneuern, ausgesprochen konfliktgeladen: das Grundgefühl des ‚noch nicht‘, der unendlichen Distanz zum Verheißenen führt zum fiebrigen Drang, die ‚Zeitmauer‘ dorthin zu durchbrechen ...“ 7).

Die sozialpsychologische Bestimmung dieser alternativen Konfiguration von Nostalgie und Fortschrittspathos als aktualisierter Elemente der Zeitperspektive ist zweifellos eine zeitgeschichtliche Diagnose, derer sich die Zunft der Historiker unverzüglich bedienen muß. In diese Zeitperspektive gilt es nunmehr die Zeitgeschichte (im engeren Sinn der historischen Teildisziplin) mit ihrem wissenschaftlichen Frageansatz wie mit ihrem didaktischen Auftrag für Schule und Öffentlichkeit einzustellen. Eine neuerdings auftretende, virulente dritte Komponente, der Okkultismus, als Versuch des Aussteigens aus der Zeit überhaupt kann hier nur noch erwähnt, aber nicht mehr erörtert werden.

Die dargestellte Oszillation in der Zeitperspektive signalisiert eine fundamentale Krise. Wo die Komponenten der Zeitperspektive — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — derart auseinanderklaffen, kann keine Handlungsorientierung zustandekommen, ist die Identität von Personen und Gruppen in Gefahr. Die Identitätskrise als Folge der Unfähigkeit, mit dem Tempo der nach Exponentialkurvenmuster ablaufenden gesamtgesellschaftlichen Veränderungsprozesse zurechtzukommen, und der Kurzschluß einer kompensatorischen Neustiftung von Identität mit ideologischen Mitteln sind u. a. von dem Philosophen Hermann

Lübbe präzise beschrieben worden<sup>8)</sup>. Weil wir mit Lübbe der Überzeugung sein dürfen, daß Historie als Medium der Identifikation fremder und eigener Identität ein wesentliches Moment des Aufbaus und der Selbsterhaltung der je eigenen Identität von Einzelnen wie Gesellschaften ist, kann nunmehr genauer nach der spezifischen Identifikationshilfe für unsere Gesellschaft und unseren Staat gefragt werden. Dabei sollte klar sein, daß wir nicht die Historie um ihrer selbst willen suchen, sondern ihren Beitrag zum Zwecke einer rationalen Handlungsorientierung, die die Bundesrepublik nicht länger entbehren kann, will sie nicht in den Sog von irrationalen Integrationsideologien oder in bloßen Dezisionismus geraten. Diese Aufgabe ist selbstverständlich der ganzen Historie gestellt, doch ist die Zeitgeschichte in erster Linie aufgerufen. Gefragt ist also nach ihrer identitätsdefinierenden Funktion unter der beschriebenen Zeitperspektive.

## II.

Wollte man es gründlich machen, so müßte man jetzt die Phasen und Formen der deutschen Identitätskrise seit dem sogenannten Nullpunkt von 1945 und ihre Spiegelungen in der zeitgeschichtlichen Forschung und Didaktik durchlaufen, um den Punkt zu bestimmen, an dem wir stehen und von dem aus es neu anzusetzen gilt. Soweit kann hier jedoch nicht ausgeholt werden. Ich konzentriere mich darum auf zwei exemplarische Themen, von deren wissenschaftlicher und didaktischer Behandlung nahezu alle übrigen mitberührt waren und sind — den Nationalsozialismus und die deutsche Frage.

In unserem Land, das den Nationalsozialismus hervorgebracht hat und mit ihm sich und Europa in die Katastrophe gestürzt hat, mußte in der Tat der Nationalsozialismus zentrales Thema für die historische Forschung und den Geschichtsunterricht in den Schulen sein. Die Erkenntnis der Bedingungen der Möglichkeit des auf deutschem Boden Geschehenen war zwar nicht die einzige, aber die erste und wichtigste Voraussetzung, sollte ein Selbstreinigungsprozeß in Gang kommen. Die Didaktik der intensiven Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus war so sicherlich — psychologisch gesprochen — aversionstherapeutisch angesetzt. Aber sie ist doch von vornherein nicht in der Registrierung deutscher Verführbarkeit und Schuld befangen geblieben, sondern hat darüber hinaus gefragt nach auto-

<sup>8)</sup> Hermann Lübbe, Was heißt: „Das kann man nur historisch erklären?“, in: Geschichte-Ereignis und Erzählung, München 1973, S. 542 ff.

<sup>7)</sup> Ebda, S. 156.

ritär-totalitären Dispositionen auch jenseits der deutschen Grenzen und in der modernen Industriegesellschaft überhaupt: Die Schizophrenie des Spießers Höß signalisiert eben nicht nur deutsche Charakterschwächen, sondern allgemeine anthropologische und soziale Gefährdungen unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts, wie sie die Ergebnisse des Milgram-Experiments dann fürchterlich bestätigten <sup>9)</sup>.

War der in solcher Weise arbeitende zeitgeschichtliche Unterricht immer schon politische Bildung par excellence und griff er in dieser Hinsicht über den spezifisch deutschen Rahmen hinaus, so blieb, um ein pädagogisches Schlüsselwort von Herwig Blankertz zu gebrauchen, die edukative Intentionalität doch vornehmlich auf die deutsche Geschichte bezogen und mußte es auch sein — mit der didaktisch freilich kaum vermeidbaren Folge einer psychologischen Fixierung der Jugendlichen auf eine negative Singularität der deutschen Geschichte. Die Überdimensionalität der nationalsozialistischen Perversion mit der Frage nach den auf sie zulaufenden Tendenzen der eigenen Geschichte und den von ihr herührenden Konsequenzen wirkte wie eine Blockade der deutschen Geschichte im ganzen. Damit hängt es wohl auch zusammen, daß es bisher nicht gelungen ist, das nachhaltig gestörte Verhältnis unserer Gesellschaft zu Staat und Nation zu normalisieren.

Dies feststellen heißt nicht, nachträglich einen anderen Weg als den beschrittenen für wünschbar zu halten. Individuen und Gruppen können negative Phasen verdrängen, indem sie diese in Tabubereiche verbannen, wie dies die Sowjetunion mit dem Stalinismus tut. Auf diese Weise werden zwar Krisen unterbunden, zugleich aber auch Emanzipation und Mündigkeit verhindert. Von der Maxime, daß nur die Wahrheit frei macht, können auch Völker und Staaten nicht suspendiert werden. Mit dem „sapere aude“ des Kantischen Aufklärungspostulats, dem wir gefolgt sind, müßte unter der Zeitperspektive indessen zugleich die Frage nach dem Zukunftsbezug eingestellt werden. Einzelmenschen und Völker sind nur lebensfähig, wenn sie in der Konfrontation mit dem Gewesenen diesen Zukunftsbezug nicht verlieren, wenn es ihnen in der „Trauer-

<sup>9)</sup> An der Yale-Universität von dem amerikanischen Verhaltensforscher Milgram Mitte der 60er Jahre veranstaltetes Experiment über das Gehorsamsverhalten der „durchschnittlichen, anständigen amerikanischen Bürger“; 1972 von der Forschungsstelle für Psychopathologie und Psychotherapie in der Max-Planck-Gesellschaft mit ähnlichen Ergebnissen wiederholt; s. dazu den Bericht in der FAZ vom 7. 3. 1972.

verarbeitung“ gelingt, in Anknüpfung an die ungeteilte Tradition der eigenen Geschichte neue Zielwerte zu finden.

Eben dies aber haben wir bisher nicht zuwege gebracht — einerseits, weil mit dem auf den Bankrott des Nationalsozialismus folgenden Verlust der Staatlichkeit und deren schließlich nur partiellen Wiederherstellung zusätzliche Barrieren entstanden; andererseits, weil die politische Pädagogik, Frageansätze der Zeitgeschichte vereinfachend und kritische Teilergebnisse verabsolutierend, vielfach ein total negative Kontinuität der deutschen Geschichte statuierte, innerhalb derer der Nationalsozialismus nur als zwangsläufiges Schlußstück auf einer tausendjährigen schiefen Bahn und die Bundesrepublik als deren letzter Ausläufer galt. Die hessischen Rahmenrichtlinien für Gesellschaftslehre und die zurückgezogenen Rahmenlehrpläne für Gesellschaft/Politik für die NRW-Gesamtschulen sind Paradestücke solcher Sichtweisen, für die es keinen prinzipiellen Unterschied macht, ob der deutsche Faschismus (ggf. mit seinem „imperialistischen“ Anhängsel Bundesrepublik) als determinierter Endpunkt des Kapitalismus oder als Produkt jahrtausendalter deutscher Servilität, Hörigkeit bzw. antidemokratischer Affekte gewertet wird.

Gab es früher eine deutsche Überheblichkeit, die die Welt am deutschen Wesen genesen sehen wollte, so scheint sie in der politischen Pädagogik in den letzten Jahren in ihr Gegenteil, einen nationalen Masochismus umgeschlagen zu sein. Wie dem auch sei, eine „Germanozentrik“, wie der französische Politikwissenschaftler Grosser den deutschen Habitus nennt, ist geblieben — jetzt indessen mit negativem Vorzeichen und gegenüber früher nun von heillosem Provinzialismus. Ausbruchversuche in die „Wunsch-Zeitlichkeit“ einer harmonischen Zukunft oder einer heilen Vergangenheit sind in solcher Seelenlage als Korrekturversuche einer gestörten psychischen Ökonomie anzusehen.

In dieser verfahrenen Situation ist die Zeitgeschichte erneut gefordert. Allerdings ist mit noch so artifiziellen Lernzielsetzungen nichts zu verändern. Eine Wendung in der Sache tut not. Überraschend bietet sich mit einem neuen Werk der zeitgeschichtlichen Forschung eine Hilfe an, die geeignet ist, den zeitgeschichtlichen Unterricht in einen anderen Aggregatzustand zu bringen und die motivierende Kraft der eigenen Geschichte wieder lebendig zu machen. Es handelt sich um die soeben von dem bekannten Faschismusexperten Ernst Nolte herausgebrachte umfassende historische Darstellung und geschichtsphilosophisch unter-

baut Wertung des kalten Krieges „als Epochenproblem und Weltanschauungskonflikt“<sup>10)</sup> (unter dem bescheidenen Titel „Deutschland und der Kalte Krieg“). In dieser voluminösen Arbeit, die von H.-P. Schwarz als dem wohl sachkundigsten Rezensenten als „eine der wirklich bedeutenden zeitgeschichtlichen Neuerscheinungen der letzten Jahre“, als „großen Wurf“ bezeichnet wurde, ist im Schlußkapitel („Die Anerkennung der Teilung Deutschlands und ihre Bedeutung im Rahmen der anderen Hauptresultate des kalten Krieges“) eine neue Ortung des Nationalsozialismus vorgenommen worden, die mir für die Justierung der Didaktik der Zeitgeschichte von größter Bedeutung zu sein scheint.

Mit dem Abschluß der Ostverträge und des Grundvertrages mit der DDR sei für die Bundesrepublik, so setzt Nolte an, eine Schwelle überschritten, hinter der die bisherigen Staatsziele zurückgeblieben seien. Aus dieser Tatsache ergebe sich neben einer Grundschwierigkeit, von der später noch zu reden ist, jetzt die Grundmöglichkeit, die deutsche Geschichte, die einem großen Teil der intellektuellen Schichten verdächtig geworden sei, wieder in ihrer Totalität anzunehmen und die einseitige und moralisierende Isolierung ihrer Fehlentwicklungen aufzugeben. Wenn die Befreiung von der bloßen Umkehrung der nationalistischen Überheblichkeit vollzogen sei, dann erscheine z. B. das Mißlingen der frühzeitigen Nationalstaatsbildung auf deutschem Boden nicht mehr als Fehlentwicklung, und das Bismarckreich stelle sich im Rahmen Europas und der Welt — keineswegs nur im Vergleich mit dem zaristischen Rußland, sondern auch vor dem Hintergrund Frankreichs und der USA — weder als besonders aggressiv noch als besonders unmodern dar. Am schwierigsten und zugleich am notwendigsten sei die Anwendung des Postulats der Gleichbehandlung der deutschen Geschichte in bezug auf das nationalsozialistische „Dritte Reich“.

Hier wird von Nolte unsere Fragestellung also unmittelbar aufgenommen; ich zitiere darum die entscheidende Passage wörtlich: „Der ägyptische Präsident Sadat soll den Anspruch getan haben: ‚Unsere Hitlerzeit endet erst jetzt‘. In der Tat hat jeder bedeutende Staat der Gegenwart, der sich ein außerordentliches Ziel setzte, seine Hitlerzeit mit ihren Ungeheuerlichkeiten und ihren Opfern gehabt, und es hing nur von seiner Größe und von seiner Situation ab, welche Folgen daraus für die Welt im ganzen resultierten. Eine Art Hitlerzeit waren der Stalinismus mit seinem

Villen zu einer ganz ungewöhnlichen Macht- und Potenzsteigerung eines imperialen Großreichs, der Maoismus mit seiner Tendenz, China wieder zum Zentrum der Welt zu machen und über Gebietsverluste ‚Rechnungen vorzulegen‘, der Nasserismus mit seinem Streben nach der Vernichtung eines Nachbarstaates . . . Die These von der Pluralität der Hitlerzeit bedeutet keine ‚Rechtfertigung‘ des Nationalsozialismus, so wenig sie eine Rechtfertigung des Stalinismus intendiert. Sie bedeutet ganz im Gegenteil die entschiedene Verwerfung des Prinzips der Vernichtung von Menschen durch Menschen, welches als ideologisches Postulat sich qualitativ von der Realität der Tötung von Menschen durch Menschen in Kriegen und Aufständen unterscheidet . . . Aber erst wenn eingesehen ist, daß der Drang nach nationaler Integrität und Größe sowie nach der Zerschlagung ihrer angeblichen Feinde, daß Fremdenhaß und Austreibungen, ja selbst die ‚Oradours‘ und Genozide verbreitete Realitäten auch der Zeit nach 1945 waren — erst dann kann einleuchtend gemacht werden, daß der Nationalsozialismus noch mehr war als eine Kombination von all dem, . . . in dem Augenblick, wo der Verzicht auf die frühere Realität Deutschlands ausgesprochen ist, kann die Totalität der deutschen Geschichte einschließlich des Dritten Reiches von nationalpädagogischen Zwängen und Ängsten frei werden. Damit wird die Bundesrepublik zur Stätte der Möglichkeit der Wahrheit und insofern auch des Daseins Deutschlands — freilich einer schwierigen Wahrheit und eines gar nicht mehr staatlich fixierten Deutschland, dessen Definition erstmals so umfassend ist, daß sie niemanden und nichts ausstößt, sofern die Selbstbezeichnung ‚deutsch‘ gegeben war: weder Friedrich Barbarossa noch Heinrich den Löwen, weder Karl V. noch Luther, weder Metternich noch Marx, weder Friedrich Ebert noch Adolf Hitler, weder die Bundesrepublik noch die DDR. Und darin würde sich keine nationalistische Nabelschau durch die Vergewaltigung des Vergangenen vollziehen, denn nichts antizipiert so sehr eine künftige Einheit der Welt im Spannungsreichtum ihrer verschiedenen Staaten, Ideologien und Interessen wie die so verstandene deutsche Geschichte.“<sup>11)</sup>

### III.

Mit der didaktischen Loslösung von der Singularität der deutschen Geschichte in ihrer negativen Thematisierung wird nun nicht nur der Blick auf die deutsche Vergangenheit in ihrer

<sup>10)</sup> So H.-P. Schwarz in seiner Rezension in der FAZ vom 13. Dez. 1974.

<sup>11)</sup> Ernst Nolte, Deutschland und der Kalte Krieg, München 1974, S. 601—603.

Ganzheit wieder frei (so wie der Bundespräsident es neulich forderte)<sup>12)</sup>, zugleich wird auch der Zukunftsbezug wieder offen. Damit ist gewiß die Krise unserer Identität noch nicht behoben, aber die Verkrampfung ist nun lösbar, so daß wir jetzt, in Rücksicht auf die ganze Vergangenheit, die fundamentale politische Frage neu stellen können, wer wir als dieser Staat Bundesrepublik eigentlich sind, was wir sein können und sein wollen. Das heißt u. a. auch, zu klären — und zwar nicht nur in esoterischen politischen Zirkeln, sondern an der sogenannten Basis, z. B. in den Schulen —, ob wir noch eine Nation sind und sein wollen. Was hier gesucht wird, ist nicht das Surrogat einer Integrationsideologie, sondern die uns bisher fehlende Zukunftsorientierung, die „Handlungsmoral“ und Motivation im Sinne Lewins, das dynamische Zentrum des mit sich ins Reine gekommenen Volkes und seines Staates bzw. seiner Staaten.

Hier ist nun allerdings Zeit im Verzuge. Nicht nur, weil die DDR — entgegen der verbreiteten Meinung, sie sei mit der Streichung des Artikels 8, Absatz 2 ihrer Verfassung vom Zug der gemeinsamen Nation abgesprungen — erneut zu einer nationalpolitischen Offensive ansetzt und gerade eben in repräsentativen Zeitungsartikeln die „westdeutsche Bourgeoisie“ des „nationalen Verrats“ bezichtigt<sup>13)</sup>, sondern auch, weil bei uns in der Bundesrepublik irrational gespeiste zeitgeschichtliche Wertungen neuerlich Verwirrung stiften. Dafür ein Beispiel: Die Mitglieder der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft in Darmstadt haben als Libelli-Jahresgabe soeben das Werk von Rudolf Buchner „Deutsche Geschichte im europäischen Rahmen“ zugeschickt bekommen. Hier findet sich im Schlußstück unter dem Titel „Gesamtbilanz und Ausblick“ folgende, für einen historisch geschulten Leser überraschende, politisch brisante Aussage: „Harry Keßler hat das harte Urteil ausgesprochen, Deutschland sei dank seiner Fürsten ‚das gebildetste (?), aber rückgratloseste Volk Europas‘ geworden. Wird dies Urteil nicht erschütternd bestätigt durch die Tatsache, daß dieses Volk sich so widerstandslos zwischen Amerika

<sup>12)</sup> Vgl. seine Ausführungen in der ZDF-Sendung „Journalisten fragen, Politiker antworten“ am 20. 12. 1974 und seine Rede zum 30. Jahrestag der Kapitulation in der Schloßkirche Bonn am 6. Mai 1975.

<sup>13)</sup> Vgl. die Artikel der Professoren Kosing und Walter Schmidt vom Institut für Gesellschaftswissenschaften beim Zentralkomitee der SED in „Neues Deutschland“ vom 15./16. Februar 1975 mit dem Titel: „Nation und Nationalität in der DDR“ sowie den Aufsatz von W. Schmidt in der theoretischen Zeitschrift der SED „Einheit“ mit dem Titel: „Nationalismus und Klassenkampf in unserer Zeit“, Februar 1975.

und Rußland, zwischen kapitalistischer und kommunistischer Lebensordnung hat auseinanderdividieren lassen? Wie in der Überhebung der Hitlerzeit, so hat der politische Instinkt der Deutschen auch in der Erniedrigung der selbstverschuldeten Katastrophe vollkommen versagt. Oder kann man sich vorstellen, daß die Franzosen sich längs einer Linie Le Havre-Toulouse, die Engländer längs einer Linie Dover-Liverpool, die Russen längs einer Linie Leningrad-Odessa, jeweils mit der Zerteilung der Hauptstadt, hätten auseinanderreißen lassen, ohne mit allen Mitteln, notfalls mit Gewalt *résistance* zu leisten? Während wir Deutschen in aller Gemächlichkeit beginnen, in beiden Teilstaaten ein gesondertes, ja entgegengesetztes Staatsbewußtsein zu entwickeln! Dennoch muß gefragt werden: Ist die Teilung eine Lösung des Problems? Ist sie endgültig? Kann sie Bestand haben?“<sup>14)</sup>

Als Lösung der deutschen Frage, als politische Zukunftsorientierung bietet Buchner den Weg über Moskau an, weil nur dieses, nicht aber Washington, die Wiederverbindung der zwei deutschen Staaten gewähren könne. Man könnte dieser These zustimmen, wenn dann eine rationale Erörterung denkbarer politischer Modalitäten folgte. Statt dessen verflüchtigt sich das Problem in der vagen Feststellung, daß im Falle der Orientierung an Moskau die Wiederherstellung des kapitalistischen Systems in Ostdeutschland schwerlich damit verbunden sein werde; daß aber auch, wie das Beispiel Österreichs und Finnlands zeige, die Einführung des kommunistischen Systems damit nicht notwendig verbunden sein müsse. Einen anderen — wirtschaftlichen oder politischen — Preis würden wir allerdings zu zahlen haben<sup>15)</sup>.

Mit solchen Verkürzungen des deutschen Problems, wie sie dieses Beispiel zeigt, wird keineswegs ein „Beitrag zur Heilung des seit 1945 schwer gestörten deutschen Geschichtsbewußtseins“ geleistet, wie der Verfasser dieser Sonderausgabe für die Mitglieder der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft glaubt<sup>16)</sup>. Würde nicht eine deutsche Politik, die unter den Bedingungen des kalten Krieges die Wiedervereinigung nicht zum „obersten“, sondern zum „ersten“ Ziel erklärt und den Osten gegen den Westen auszuspielen versucht hätte, mit höchster Wahrscheinlichkeit den „kalten“ Krieg in einen „heißen“ verwandelt haben? Dieser rhetorischen Frage Noltes ist wohl nichts hinzuzufügen<sup>17)</sup>.

<sup>14)</sup> A. a. O., S. 475.

<sup>15)</sup> Ebda., S. 483.

<sup>16)</sup> Ebda., S. 10.

<sup>17)</sup> Siehe Nolte, a. a. O., S. 315.



Es bedürfte nicht dieses besonders eklatanten Beispiels einer nichtstimmigen zeitgeschichtlichen Analyse, um feststellen zu können, daß unser politisches Bewußtsein dem Faktum der Ostverträge und des Grundvertrages mit der DDR bisher nicht gefolgt ist. Wir sind in eine neue Phase, um nicht zu sagen Epoche unserer Geschichte eingetreten, ohne zugleich diesen Schritt mental nachvollzogen zu haben. Wenn die Bundesrepublik und die DDR zwei Staaten mit allen Elementen der Staatlichkeit sind — welchen Charakter hat und wie begründet sich dann die Deklaration der „besonderen Beziehungen“, die u. a. keinen normalen Botschafertausch zuläßt? Ist die These von einer in zwei Staaten auseinandergetretenen, aber weiterhin bestehenden deutschen Nation, wie sie in den nach den Ostverträgen abgegebenen Regierungserklärungen der letzten Jahre und auch in dem den Verträgen nachgereichten „Brief zur deutschen Einheit“ vertreten wurde, realitätsangemessen? Ist sie „Wille und Vorstellung“ oder Rückzugsformel einer politischen Absetzbewegung? Ist sie das erstere, dann bedürfte eine solche, auf lange Fristen hin angelegte politische Konzeption einer kritischen politischen Pädagogik — die dafür verantwortlichen Länderkultusverwaltungen haben aber bisher kaum etwas getan, um einen pädagogischen Kommunikationsprozeß in dieser Frage in Gang zu bringen. Die allgemeine Unsicherheit in der deutschen Frage hat — im Gegenteil — statt zu einem didaktischen Diskurs zu einem pädagogischen ‚laisser-faire, laisser-aller‘ und dadurch faktisch zur Begünstigung eines irrationalen didaktischen Trends geführt, der, wenn nicht gegengesteuert wird, die objektiv gegebene Chance zur Lösung der Identitätskrise zerstören könnte.

Der Klärungsprozeß darf jedoch nicht mit einer von oben gesetzten und wie auch immer ideologisch motivierten Identifikationsveranstaltung verwechselt werden. Er ist zu verstehen als ein rationaler Diskurs zwischen Politikern und Bürgern, zwischen Lehrern und Schülern, bei dem der *geschichtlichen* Aufklärung die ihr zugeschriebene identitätsstiftende Funktion (Lübbe) zukommen könnte.

Die Aufgabe und das Problem eines hierher gehörenden zeitgeschichtlichen Unterrichts habe ich andernorts in seinen verschiedenen Dimensionen einmal zu konkretisieren ver-

<sup>18)</sup> S. Erich Kosthorst, Die Teilung Deutschlands und die Entstehung zweier deutscher Staaten, in: Geschichtsunterricht, Inhalte und Ziele, hrsg. von I. Rohlfes und K. E. Jeismann, Beiheft zur Zeitschrift GWU, Stuttgart 1974, S. 151—162; vgl. ferner ders., in: „Politik und Kultur“ (Berlin), 1. Jg. 1974, H. 3, S. 14—33.

sucht<sup>18)</sup>; es sei mir erlaubt, hier dies zu wiederholen: Der pädagogische Ansatz eines solchen zeitgeschichtlichen Unterrichts zielt, wie angedeutet, auf die Ermöglichung einer rational-kritischen Identifikation mit der Bundesrepublik, bei der zugleich die gesamt-nationalen und die supranationalen Komponenten mit im Bewußtsein bleiben. Er legt also mit der historischen Analyse nur die Bedingungen einer solchen Möglichkeit offen und stellt sie nicht in den Dienst einer platten Legitimierungsfunktion. Er darf auch, um die Zielsetzungen noch schärfer gegen Mißverständnisse abzugrenzen, nicht verwechselt werden mit einer pädagogischen Veranstaltung zur Herstellung einer Status-quo-Loyalität, die nichts weiter wäre als die Übertragung der Anerkennung eines erfolgreichen gesellschaftlich-ökonomischen Lenkungssystems auf die staatlichen Institutionen — der Habitus des Wohlstands- oder Schönwetterdemokraten. Konkreter: Wenn hier von der identitätsstiftenden Wirkung der kritischen Beschäftigung mit der Geschichte der Spaltung der deutschen Nation, der Entstehung der beiden deutschen Staaten DDR und Bundesrepublik mit ihren konträren ökonomisch-gesellschaftlichen Systemen gesprochen wurde, dann ist eben nicht eine bloß kopfnickende und nichts besagende und nichts bewegend Zustimmung intendiert, sondern eine rationale Entscheidung im kritischen Nachvollzug der transnationalen und nationalen Entscheidungsprozesse, welche drüben die DDR mit der ihr verordneten Lenkungswirtschaft und hier die Bundesrepublik mit der ihr zugeschriebenen Marktwirtschaft konstituiert haben. Thema und Lernpotential ist also nicht nur die Bundesrepublik, sondern auch die DDR.

Es darf erwartet werden, daß in der Durchführung eines solchen didaktischen Ansatzes die Heranwachsenden nicht nur ein Informationswissen, sondern in und mit den Informationen Kategorien eines eigenen Urteils gewinnen, durch die sie instandgesetzt werden, mit darüber zu entscheiden, daß das, was ist — nämlich diese gesellschaftlich-staatliche Ordnung — auch sein soll bzw. wie sie human verändert und verbessert werden kann. Die nationale Frage erreicht damit eine neue Dimension: eine Aufnahme der gesellschafts-politischen Herausforderung durch das politische System der DDR. Das, wovon die Jugendlichen objektiv betroffen sind, davon sollten sie auch subjektiv betroffen werden. Vielleicht gelingt so die Entfaltung eines neuen, sozial und demokratisch festgegründeten Patriotismus, den der Franzose Grosser der Bundesrepublik wünscht und der nicht zu verwechseln ist mit einem Neo-Nationalismus.

#### IV.

Wer die Bundestagsdebatte zur Deutschlandpolitik vom 30. Januar 1975 verfolgt hat, wird erfahren haben, daß unsere politischen Repräsentanten bei aller Verschiedenheit in der Akzentsetzung der zeitgeschichtlichen Retrospektive eine solche Prospektive gemeinsam ansteuern wollen. „Ich für meine Person — das mag mancher altmodisch finden — bin überzeugt“, so erklärte der Bundeskanzler, „daß sich die Nation auch in Zukunft als ein starkes Element erweisen wird. Aber wir müssen das Unsere dazu tun!“<sup>19)</sup> Und der Oppositionsführer fügte, noch einen Schritt weitergehend und emotionaler argumentierend, hinzu, daß die notwendige Besinnung darauf, was es denn besage, deutsch zu sein, zu einer erneuerten Vaterlandsliebe führen müsse<sup>20)</sup>. Daß dies alles mehr als die sonst wohl üblichen rhetori-

rischen Deklamationen in einer einschlägigen Debatte waren, hat nicht nur der persönliche Zusatz des Bundeskanzlers, „das mag mancher altmodisch finden“, sondern vor allem die Aufforderung des Bundestagsabgeordneten Johann Baptist Gradl zu einem interfraktionellen Gespräch über die Bestimmung der Lehrpositionen in Schulen und Hochschulen deutlich gemacht<sup>21)</sup>. Daß die Bundesdeutschen einem dramatischen Wettbewerb um die deutsche Nation überhaupt entgegengehen, den sie noch gar nicht recht in ihr Bewußtsein aufgenommen haben, mit dieser Bemerkung hat der Abgeordnete Gradl die Geschichtsdidaktik unmittelbar in die Schranken gerufen.

Die Didaktik der Zeitgeschichte, die in Kontakt mit den vitalen Interessen der Politik steht, aber doch auch mehr ist, als ihr bloßes Echo und Medium, ist also aus mehreren Gründen nachdrücklich aufgefordert, den erörterten Klärungsprozeß zügig voranzutreiben.

<sup>19)</sup> Stenographische Berichte, 146. Sitzung, S. 10040.

<sup>20)</sup> Ebda., S. 10045 f.

<sup>21)</sup> Ebda., S. 10116.

## Bürger oder Bourgeois?

## Eine literatursoziologische Studie zu Thomas Manns ‚Buddenbrooks‘

*Das bürgerliche Jahrhundert  
ist das Jahrhundert  
des unvollkommenen Bürgers  
F. van der Ven*

## I. Vorbemerkung

„Buddenbrooks. Verfall einer Familie“, das erste große epische Werk Thomas Manns, ist ein ‚bürgerlicher‘ Roman. Das betrifft zum einen das soziale und bildungsmäßige Herkommen des Autors, zum anderen die Schicht, innerhalb derer der Roman spielt: Proletariat und Aristokratie kommen nur als Randphänomene der dargestellten Gesellschaft vor, um das Bürgertum auch an seinen Standesgrenzen Profil gewinnen zu lassen. Der Wahl des bürgerlichen Stoffes liegt weniger eine Eigenmächtigkeit des jungen Romanciers als vielmehr die soziologisch faßbare Tatsache zugrunde, daß das Bürgertum seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland die zentrale Klasse darstellt, „von der aus man die gesellschaftliche Stellung der anderen Gruppen zu begreifen hat“<sup>1)</sup>.

In welcher Zeit und an welchem Ort siedelt Thomas Mann das Personal von ‚Buddenbrooks‘ an? Th. Mann schildert nicht das zeitgenössische deutsche Bürgertum — er arbeitet an dem Roman von 1897 bis 1900 —, sondern er greift auf die Vergangenheit zurück (im Gegensatz zu seinem älteren Bruder Heinrich, der, zeitlich parallel zu ‚Buddenbrooks‘, in seinem zweiten Roman ‚Im Schlaraffenland‘ den Berliner Bourgeois der Jahrhundertwende satirisch zeichnet): die dargestellte Zeit in ‚Buddenbrooks‘ reicht vom Oktober 1835 bis in das Jahr 1877, wobei der Autor die historische Vorlage seines Stoffes, die Geschichte der eigenen Familie, um rund 15 Jahre vordatiert (Lebenszeit Johann Heinrich Manns: 1840—1891, Lebenszeit Thomas Buddenbrooks: 1826—1875). Th. Mann erfaßt in seinem Roman eine bereits historisch gewordene Stufe des Bürgertums, allerdings ist die entscheidende Wende der frühen siebziger Jahre noch dargestellt. Dem entspricht es, daß der 24jährige Autor sich nicht nur auf Selbsterlebtes verlassen kann, sondern archivarische Studien betreiben muß, wenn er das auch noch nicht mit der später für ihn bezeichnenden Akribie und Extensität durchführt. Er be-

schränkt sich auf briefliche Anfragen an seine lübischen Verwandten (etwa an Elisabeth Mann oder an Wilhelm Marty<sup>2)</sup>).

Das Romangeschehen von ‚Buddenbrooks‘ spielt in der Provinz, in (einem ungenannt bleibenden) Lübeck, wobei Th. Mann jedoch offenbar die Tatsache der Provinzialität seines Ortes nicht hinreichend bewußt zu sein scheint. Lübeck hat sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts von den Folgen der Kontinentalsperre Napoleons politisch und wirtschaftlich nicht mehr erholen können. Die Einschränkungspolitik von seiten Dänemarks und nicht zuletzt die immer mächtiger werdende innerdeutsche Konkurrenz von Stettin, dann — nach dem Bau des Nordostseekanals — von Hamburg hatte den Ostseehafen wirtschaftlich weiter ins Hintertreffen gebracht; 1867 betrug die Einwohnerzahl der Stadt keine 50 000 mehr. Im Anschluß Lübecks an den Norddeutschen Bund und den Zollverein (unter der Hegemonie Preußens) und schließlich in seiner Integration im Deutschen Reich — verbunden mit dem Verlust der Eigenstaatlichkeit — dokumentierte sich auch politisch der Abstieg der einstigen Handelsmetropole zu einer deutschen Mittelstadt unter anderen. Dieser Verfall, der in die Jahre der ‚Buddenbrooks‘-Handlung fällt, mochte bewußtseinsmäßig noch nicht bei den Einwohnern Lübecks durchgedrungen sein, zumal nicht bei dem jungen Th. Mann, der die Fakten selbst nicht hinreichend kannte. Er mußte sie erst bei der Niederschrift des Romans recherchieren. So notierte er als Frage in ein Notizbuch, in dem er Material zu seinem ersten Roman zusammentrug: „Lübecks Handelspolitik von 1830—1870. Ob und wann im Zollverband oder Freihaven, oder eigener Stadtzoll“<sup>3)</sup>.

Ziel dieser Untersuchung ist es, zu zeigen, inwieweit und in welcher Form sich das Zeitge-

<sup>2)</sup> Vgl. Thomas Mann-Archiv, Zürich, Mp XI 13 Mat. —7.

<sup>3)</sup> Ebd. Mp XI 13 Mat. —2. Vgl. dazu vom Verf., Väter und Söhne bei Thomas Mann. Der Generationsschritt als geschichtlicher Prozeß, Bonn 1974, S. 64.

<sup>1)</sup> L. Löwenthal, Literatur und Gesellschaft, Neuwied/Berlin 1964, S. 138.

schehen um 1900 in Thomas Manns Roman nachweisen läßt: an dem konkreten Fall von ‚Buddenbrooks‘ soll die Komplexität von Gegenwartserfassung und -verarbeitung in einem poetischen Text sichtbar gemacht werden. Es kann dabei nicht unsere Absicht sein, die geistige und ästhetische Autonomie eines Dichtwerks in seiner Zeitbedingtheit streng deterministisch aufgehen zu lassen. Wohl aber soll diese Autonomie durch den Aufweis von Zeittendenzen und Gegenwartsströmungen, die einem Autor, zumal einem jungen, möglicherweise unabhängig von den ideellen Absichten seines Werks bei der erzählerischen Konkretion miteingeflossen sind, aus der Sphäre eines nicht weiter ableitbaren Individualbegriffs entrückt werden: Der Roman ‚Buddenbrooks‘ ist aus seiner — für den heutigen Leser — ästhetischen Abgeschlossenheit zu befreien und an die zeitgenössischen Vorstellungen seiner Entstehungsjahre anzuschließen. Wir versuchen, die „Dokumentschicht“ des Romans bloßzulegen; darunter ist der Sinngehalt eines Werkes zu verstehen, der nur über die Vergegenwärtigung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse seiner Entstehung seines einstmals aktuellen, heute historischen Umkreises zu ermitteln ist.

In diesem Sinn strebt die Studie eine wechselseitige Erhellung von Romangeschehen und Zeitgeschehen um 1900 an. Ihr liegt die Zuversicht zugrunde, die einer der bahnbrechenden Literatursoziologen in Deutschland, Leo Löwenthal, formulierte, daß sich die „imaginären Gestalten der Dichtung mit der spezifischen Situation, der sie entstammen“, zueinander in Beziehung setzen lassen<sup>4)</sup>.

Die epische Gattung erweist sich für diese Fragestellung geeigneter als die Lyrik oder

das Drama, da sich in ihr das „Problem der Korrespondenz zwischen dem literarischen Werk und der Wirklichkeit, die es nachahmt“, am eindringlichsten stellt<sup>5)</sup>. Der Roman ist die Form, die ästhetisch am wenigsten selbstgenügsam ist, weil ihre Sprache stärker als die anderer literarischer Formen „Verweisungscharakter“ hat<sup>6)</sup>: Nach Ian Watt hat der Roman als ein tendenziell „vollständiger authentischer Bericht über menschliche Lebenserfahrung“ die „Pflicht“, dem Leser „solche Einzelheiten der Geschichte zu liefern, die ihn über die Individualität der agierenden Personen und die Besonderheit von Zeit und Ort ihrer Handlung informieren“<sup>7)</sup>.

Als methodischer Ansatz dient uns dabei der in der Gesellschaftstheorie schillernde Begriff des „Bürgers“ in Opposition zu dem des meist polemisch verwendeten „Bourgeois“. Welchen sozialhistorischen Tatbestand erfassen die beiden Termini in Th. Manns Roman? Es gilt deshalb im Folgenden, „den“ Bürger bzw. „den“ Bourgeois in seinen verschiedenen Erscheinungsformen aus der epischen Gestaltung von ‚Buddenbrooks‘ herauszupräparieren und ihn, vielleicht über Kenntnis und Absicht des Verfassers hinaus, zu messen an der konkreten Wirklichkeit, an seiner Erscheinungsform in Deutschland um 1900, zur Zeit der Niederschrift des Romans. Dazu ist zunächst ein kurzer historischer Abriss der Begriffe „Bürger“ und „Bourgeois“ notwendig, um den weltanschaulichen Hintergrund der Jahrhundertwende andeutungsweise wiederherzustellen, um das Gespinnst von unausgesprochenen Wertvorstellungen und Bedeutungsnuancen aufzulösen, das sich um 1900 sei es bewußt, sei es assoziativ, über die beiden Begriffe gelegt hatte.

## II. ‚Bürger‘ und ‚Bourgeois‘ in historischer Sicht

Die Dimension des Geschichtlichen ermöglicht es oft erst, den Tatbestand einer jeweiligen Gegenwart verständlich und einsehbar zu machen, indem man ihn nach rückwärts verlängert und Schicht um Schicht seine historische Vergangenheit offenlegt: dabei erst mag an dem Gegenstand mehr in den Blick geraten und sich dem Verständnis erschließen als seine in der Aktualität isolierte Erscheinung. Die Begriffs-Geschichte dagegen, zumal im politischen Bereich, vermittelt nicht selten einen gegensätzlichen Eindruck: Hier fächern sich Phänomene, die sich für den aktuellen Gebrauch auf eine bestimmte Bedeutung abgeschliffen haben, beim Rückwärtsgehen in

ein unübersehbares Spektrum von Definitionsansätzen auf, in denen die sozialen Verhältnisse vergangener Zeiten und ihre intellektuelle Abspiegelung im Begriff aufgehoben sind. Schwierig ist es, den Weg zu rekonstruieren, der zu der heutigen eindimensionalen Bedeutung führte, und die Stationen seines Werdens abzuschreiten. Dennoch läßt sich der beschwerliche Ausflug in die Geschichte nicht vermeiden, wenn man die Nuancen und subtilen Wertungen, die polemischen Untertöne, die Rechtfertigungsbemühungen, die sich

<sup>4)</sup> I. Watt, *Der bürgerliche Roman*, Frankfurt 1974, S. 10.

<sup>5)</sup> Ebd., S. 33.

<sup>7)</sup> Ebd., S. 35.

um einen inhaltlich eindeutig gewordenen Begriff ablagern, erfassen will.

Die Geschichte des Begriffs ‚Bürger‘ vom Mittelalter bis heute kann hier nicht gegeben werden, das ist bereits von kompetenter Seite geschehen<sup>8)</sup>. Es seien hier nur kurz die Marken angegeben, an denen sich in Konkurrenz zu ‚Bürger‘ der Gegenbegriff des ‚Bourgeois‘ herausbildete. „Das Wort Bürger hat im Deutschen mehr Würde als das französische bourgeois“, schreibt 1792, als Reflex auf die Französische, die „bürgerliche“ Revolution, der „Popularphilosoph“ der deutschen Aufklärung, Christian Garve. „Und zwar deswegen hat es mehr, weil es bei uns zwei Sachen zugleich bezeichnet, die im Französischen zwei verschiedene Benennungen haben. Es heißt einmal ein jedes Mitglied einer bürgerlichen Gesellschaft, — das ist das französische citoyen; — es bedeutet zum andern den unadligen Stadteinwohner, der von einem gewissen Gewerbe lebt, — und das ist der bourgeois.“<sup>9)</sup>

In diesem vergleichsweise frühen Zitat werden bereits die zwei Momente im Bürger-Begriff herausgehoben, die die Auseinandersetzung bis ins 20. Jahrhundert hinein bestimmen sollten: die inhaltliche *Überlastung* des Begriffs und seine affektive Besetzung, seine *Wertgeladenheit*. In der modernen Definition von ‚Bürger‘ fließen in Deutschland zwei Bestimmungen zusammen, die ganz verschiedene Tatbestände mit je eigener Tradition abdecken:

1. ‚Bürger‘ meint zum einen, von der mittelalterlichen Ständeordnung herkommend, den Stadtbewohner, und zwar den ratsfähigen, den Inhaber des „Bürgerrechts“. ‚Bürger‘ ist

<sup>8)</sup> Hier sei vor allem Manfred Riedels fundierter Artikel „Bürger, Staatsbürger, Bürgertum“ genannt, der sich in dem Handwörterbuch „Geschichtliche Grundbegriffe“, Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 1, 1972, S. 672 bis 725, findet. Ich stütze mich im folgenden vor allem auf diese Arbeit. Als weitere Titel führe ich an: H. Bartholmes, Bruder, Bürger, Freund, Genosse, Diss. Göteborg 1970; H. Freyer, Bürgertum, in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Bd. 2, Göttingen 1959, S. 452—456; A. Lemnitz, Bourgeoisie, Bürgertum, in: Ökonomisches Lexikon, Berlin 1970<sup>2</sup>, S. 395 f.; A. von Martin, Bürgertum, in: Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1969<sup>2</sup>, S. 138 bis 145; W. Meschke, Das Wort „Bürger“. Geschichte seiner Wandlungen im Bedeutungs- und Wortgehalt, Diss. Greifswald 1952; A. Meusel, Bürgertum, in: Handwörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1931, S. 90—99; F. Steinbach/O. Köhler, Bürgertum, in: Staatslexikon. Recht — Wirtschaft — Gesellschaft, Bd. 2, Freiburg 1958<sup>8</sup>, S. 306—316.

<sup>9)</sup> Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben, Bd. 1, 1792, S. 302 f.; zit. nach Riedel (Anm. 8), S. 701.

man durch Teilhabe am „Commercium“, d. h., wenn man das Erwerbsrecht durch Handwerk, Handel, Kauf- und Marktrecht erhalten hat. ‚Bürger‘ ist mithin ein Rechtstitel, der aufgrund einer wirtschaftlichen Qualifikation, der Fähigkeit, sich „bürgerliche Nahrung“ zu verschaffen, ausgegeben wird. Er ist regional begrenzt, denn er gilt nur innerhalb einer bestimmten Stadt, und er kann nur so lange gelten, als die Stadt oberste politische Einheit ist, also in (im modernen Sinn) vorstaatlichen Zeiten, wie etwa im Mittelalter.

2. Dieser Bürgerbegriff wird in dem Moment zu eng und damit unzureichend, die politischen Tatbestände zu decken, als größere staatliche Organisationformen die Stadt übergreifen und damit ein umfassenderer Bürger-Begriff notwendig wird. „Der Staat, nicht mehr die Stadt ist der Lebensraum des bestimmenden politischen Geschehens, die entscheidende politische Gemeinschaft. Mit dieser an sich für gewöhnlich unmerklichen Wandlung wandelt sich ebenso unmerklich der Begriff ‚Bürger‘ vom Stadtbewohner zum Staatsangehörigen.“<sup>10)</sup>

Der Begriff ‚Bürger‘ erfährt eine inhaltliche Ausweitung, als er die Bestimmung eines allgemeinen und gleichen Untertanenverhältnis, ohne Unterschied des Standes, im absolutistischen Staat zu erfassen hat. Hierfür tritt im späten 18. Jahrhundert eine Lehnschöpfung aus dem Französischen ein: der ‚Staatsbürger‘ (zuerst belegt 1789 in Wielands ‚Teutschem Merkur‘). „Da ‚Bürger‘ ohne Zusatz allgemein ‚Bürger einer Stadt‘ bedeutete, übersetzte Wieland ‚citoyen‘ mit ‚Staatsbürger‘“<sup>11)</sup>. Damit wird für den politisch neuen Tatbestand auf einen durch Tradition geadelten, klangvollen Namen zurückgegriffen. Die Antike wird mit ihm beschworen, die Erinnerung an den Ehrentitel des Civi Romanus, und so wie sich Marc Aurel als römischer Bürger fühlte, so soll auch der Monarch sich — idealiter! — als „erster Bürger seiner Nation“ begreifen<sup>12)</sup>. Bei Fichte heißt es 1806 entsprechend, unter Bezugnahme auf den Artikel 1,7 der französischen Deklaration von 1793 (Le peuple souverain est l’université des citoyens français): „So sind ... keineswegs die Regierenden der Staat, sondern sie sind Mitbürger desselben, so wie alle übrigen: es gibt im Staate überhaupt keine Individuen außer Bürgern.“<sup>13)</sup> Zu dieser idealisierend-abstrakten

<sup>10)</sup> W. Meschke (Anm. 8), S. 53.

<sup>11)</sup> H. Bartholmes (Anm. 8), S. 111.

<sup>12)</sup> Scheidemantel 1782; zit. nach Riedel (Anm. 8), S. 684.

<sup>13)</sup> Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, 1806, SW Bd. 8, 1846, S. 145 ff.; zit. nach Riedel (Anm. 8), S. 695.

Bestimmung trug — neben der Französischen Revolution — in Deutschland vor allem die Wandlung der Militärmacht in den Befreiungskriegen zum „Volksheer“ bei, in dem jeder ohne Ansehen seines Standes der „nationalen Sache“ diene<sup>14)</sup>.

In der Anwendung des Begriffs ‚Staatsbürger‘ auf den Untertanen im absolutistischen Staat wird bereits um 1800 die Wertgeladenheit des Begriffs ‚Bürger‘ in Deutschland sichtbar, die in ihm ruhende Tendenz, verklärend rückwärts zu schauen auf gesellschaftlich völlig andersgelagerte Fälle (antiker Polis-Gedanke, mittelalterliche ständische Ordnung): Die faktische Unfreiheit der Person in einem auf Gottesgnadentum gegründeten Fürstenstaat wird hinter einem mühsam hergestellten anachronistischen Traditionszusammenhang verborgen. Doch damit sind die Verbindungen zwischen dem alten ständischen Bürger-Begriff und dem neuen ‚Staatsbürger‘ noch nicht erschöpft: dem Staatsbürger werden neben dem alten Namen auch inhaltliche Bestimmungen des Standesbegriffs beigegeben, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu folgenschweren ideologischen Kämpfen führen sollten. So übernimmt Kant etwa die wirtschaftliche Grundlage in den neuen Begriff mit hinein. Die zum Staatsbürger „erforderliche Qualität . . . außer der natürlichen (daß er kein Kind, kein Weib sei)“, umfaßt die Definition, „daß er sein eigener Herr (sui iuris) sei, mithin irgend ein *Eigentum* habe . . . , welches ihn ernährt“<sup>15)</sup>. (Kant kann sich dabei übrigens auf die französische Konstitution von 1791 berufen, die noch zwischen „citoyen actif“ und „citoyen passif“ unterscheidet; ein „citoyen actif“ mußte volljährig, ansässig, beidigt sein und eine Kontribution zahlen können, die dem Wert von drei Arbeitstagen entsprach. Erst 1793 fällt dieser Eigentumsanspruch fort). Da jedoch zu gleicher Zeit die Privilegien des Stadt-Bürgers, vor allem durch Einführung der Gewerbefreiheit<sup>16)</sup>, wegfiel, und dadurch der Unterschied zwischen Stadt- und Landgemeinde eingeebnet wurde, gingen die wesentlichen Bestimmungen dieses Begriffs auf den neuen Staatsbürger über. Der (Stadt-)„Bürger“ verlor zwar wirtschaftliche und politische Rechte, die ihm

jedoch als „Staatsbürger“ später wieder zuwuchsen. Der Eigentumsgedanke wurde bruchlos auf ihn übertragen.

Damit hatte sich die Antinomie zwischen dem Standesbegriff, der an den Besitz gebunden war, und dem als allgemein postulierten Staatsbürger-Begriff („Der Staat ist die Summe aller Bürger einschließlich der Regierenden“) nur verlagert, nicht aufgehoben. Die Universalität des Staatsbürgers war nur ein Postulat, eine begrifflich-abstrakte Setzung, sie wurde in der gesellschaftlichen Realität nicht eingelöst. Die Tendenz zur Universalität, die dem Bürger-Begriff beigelegt wurde, läßt sich bis in den Sprachgebrauch hinein verfolgen: die Steigerungsfähigkeit des Adjektivs „bürgerlich“ (sehr bürgerlich, bürgerlicher, bürgerlichst) reicht nach W. Meschke bis ins 19. Jahrhundert zurück<sup>17)</sup>; „Der Anteil an den Staatsbürgerrechten (politische Wahlfähigkeit) war durch die Zugehörigkeit zu bestimmten Ständen, durch die Höhe des Vermögens (Zensuswahlrecht) und die Zugehörigkeit zu einer der drei christlichen Konfessionen bedingt. Das deutsche Staatsbürgertum war . . . eine Mischung von ständischen, wirtschaftlichen, konfessionellen Elementen und somit auf eine geringe Zahl von Staatsangehörigen beschränkt“<sup>18)</sup>.

Diese Polarität zwischen partikularem Klassen- und allgemeinem Staatsbürgerbegriff war nicht zu übersehen, und man strebte deshalb eine Trennung an. In der Theorie des konservativen Staatsdenkers der Romantik, Adam Müller, wurde die moderne „Allerweltsbürgerlichkeit“, die — in gut idealistischer Verkehrung von Ursache und Wirkung — für Industrialisierung und Kommerzialisierung des Lebens im frühen 19. Jahrhundert verantwortlich gemacht wurde, gegenübergestellt dem rückwärtsgewandten, ständischen Gesellschaftsideal des „altdeutschen Bürgergeistes“<sup>19)</sup> im Mittelalter, dieser durch Tradition geheiligten, feste Grenzen ziehenden Institution. Bei Adam Müller fallen begrifflich zum ersten Mal der moderne ‚Bürger‘, wie er real existiert, und der „eigentliche“ ‚Bürger‘, so wie er einmal angeblich war und immer sein sollte, auseinander. Bei dieser Idealisierung blieb völlig unberücksichtigt (Marx behauptete dann später: wurde bewußt unterschlagen), daß das Goldene Bürgerzeitalter nur für eine kleine, durch Besitz ausgezeichnete Gruppe gelten konnte und damit gegen den Anspruch der Universalität verstieß.

<sup>14)</sup> Vgl. dazu auch D. Sternberger, Ich wünschte ein Bürger zu sein, Frankfurt 1967, S. 46.

<sup>15)</sup> Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis, 1973, AA Bd. 8, 1912, S. 295 f.; zit. nach Riedel (Anm. 8), S. 696.

<sup>16)</sup> In Preußen wird im Rahmen der Stein-Hardenbergschen Reformen 1808 die freie Berufswahl durchgesetzt; 1811 erfolgt die Aufhebung des Zunftzwangs.

<sup>17)</sup> W. Meschke (Anm. 8), S. 138.

<sup>18)</sup> M. Riedel (Anm. 8), S. 714 f.

<sup>19)</sup> Die Elemente der Staatskunst, Bd. 1, 1809, S. 302, 306; zit. nach Riedel (Anm. 8), S. 710.

Diese rückwärts gewandte Idealisierung zerstörte dann Karl Marx mit aller Energie, indem er die latenten Spannungen des Bürgerbegriffs aufbrach und neben den ‚Bürger‘ den ‚Bourgeois‘ stellte, den er mit einem deutlichen Unwertakzent versah: ‚Bourgeois‘ als Mitglied der „besitzenden Klasse“. Der Begriff ‚Bürger‘, als dreifacher „Bedeutungsträger“<sup>20)</sup> (Stadt-Bürger, Staats-Bürger, Besitz-Bürger) historisch überladen und als soziologischer Terminus unbrauchbar geworden, wird von Karl Marx vereinfacht, um für die gesellschaftliche Analyse wieder verwendet werden zu können: der Stadt-Bürger wird als geschichtliches Relikt ausgegrenzt; er faßt im 19. Jahrhundert keine konkrete Wirklichkeit mehr. Der Besitz-Bürger wird als ‚Bourgeois‘ bestimmt, der Staats-Bürger bleibt bestehen als alle gesellschaftlichen Gruppierungen übergreifender Sammelbegriff in einer staatlichen Organisation (in dem Sinn, wie ‚Bürger‘ heute als neutraler Rechtsbegriff verwendet wird, während alle Klassenspezifika des einstigen ‚Bürgers‘ von dem ‚Bourgeois‘ bzw. dem ‚Bürgerlichen‘ abgedeckt sind). Marx faßt die Dissonanzen, die „zwischen dem Kaufmann und dem Staatsbürger, zwischen dem Tagelöhner und dem Staatsbürger, zwischen dem lebendigen Individuum und dem Staatsbürger“ bestehen<sup>21)</sup>, und führt sie auf die konkreten Besitzverhältnisse in seiner Zeit zurück. Er rekurriert dabei bewußt auf das französische Wort ‚Bourgeois‘, weil ihm die deutsche Entsprechung ‚Bürger‘ zu positiv, zu werträftig klang, als daß sie zu einer pole-

mischen Auseinandersetzung mit dem Bürgertum getaugt hätte — war zudem ‚Bürger‘ ja auch, als Entsprechung zum ‚Citoyen‘ der Französischen Revolution, Anredeform in den Arbeitervereinen und selbst noch beim Gründungskongreß der II. Internationale 1899<sup>22)</sup>.

Genau diese Begriffsstrategie durchschaute auch der ‚bürgerliche‘ Historiker und Apologet eines formalen Staatsbürgerbegriffs, Heinrich von Treitschke, wenn er schreibt: „Während die deutsche Literatur zu allen Zeiten, wo sie Großes wirkte, sich mit warmem Herzen an unser Bürgertum wandte, überschütteten die Schriftsteller des ‚jungen Deutschland‘ mit giftigem Hohne die ‚bourgeoisie‘ — denn zu einem Schimpfworte wollte der Ehrename ‚Bürgerthum‘ doch nicht werden“<sup>23)</sup>. Und 1851 stellt der Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl treffend fest, man hätte sich den Begriff ‚Bürger‘ „als ‚Bourgeoisie‘ erst ins Französische übersetzt, um dann, ohne zu erröten, den Kampf gegen dasselbe beginnen zu können“<sup>24)</sup>. Man sieht hier deutlich, wie sowohl von sozialistischer wie von traditionalistischer Seite her in gleicher Weise die Wertaura, die den ‚Bürger‘ umgibt, in Rechnung gestellt wird und jeder auf seine Weise damit politisch arbeitet. Wie stark die Begriffe ‚Bürger‘/‚Bourgeois‘ bis in die heutige Gegenwart hinein affektiv besetzt sind, zeigt ein Satz aus der Regierungserklärung des Bundeskanzlers Willy Brandt vor dem Deutschen Bundestag vom 18. Januar 1974: „Wir wollen den Bürger, nicht den Bourgeois“<sup>25)</sup>.

### III. Vergewärtigung des Fernen: Thomas Manns Bürgerideal

#### 1. Der Begriff des Bourgeois in ‚Buddenbrooks‘

Der Begriff ‚Bourgeois‘ wird in ‚Buddenbrooks‘ von Thomas Mann noch ohne polemische Untertöne, gleichsam unschuldig, verwendet. Morten Schwarzkopf, Sohn des Travemünder Lotsenkommandeurs und angehender Arzt, bezeichnet sich als Angehöriger der „Bourgeoisie, des dritten Standes“ (101, 103)<sup>26)</sup>. Diese Formulierung ist anachroni-

stisch, sie weist zurück auf die französische Revolution, denn inzwischen — im Deutschland um 1850 — hat sich die Auseinandersetzung um die Vorherrschaft im politischen Leben auf die beiden „Stände“ Adel und Bürgertum zugespitzt, wobei der Begriff „Bürgertum“ selbst keine einheitliche soziologische Größe darstellt. So sind etwa die besonderen Verhältnisse einer Freien Hansestadt (Lübeck) in Rechnung zu stellen, wenn Morten Schwarzkopf behauptet, daß Buddenbrook und Schwarzkopf, obwohl beide formal „Bourgeois“, in der gesellschaftlichen Wirklichkeit ein „Abgrund“ trennt (101, 105). Das Patriziat des Stadtstaats Lübeck bildet de facto eine Aristokratenschicht und ist funktional vom preußischen Junkertum nicht zu scheiden: „Sind bei uns [in der Freien Hansestadt] etwa die Menschen freier, gleicher, brüderlicher als in Preußen?“ (101, 105). Der Medizinstudent deckt damit auf, daß die Verwendung

<sup>20)</sup> H. Bartholmes (Anm. 8), S. 120.

<sup>21)</sup> Zur Judenfrage, 1844, MEW Bd. 1, S. 355; zit. nach Riedel (Anm. 8), S. 717.

<sup>22)</sup> H. Bartholmes (Anm. 8), S. 98.

<sup>23)</sup> Zit. nach W. Meschke (Anm. 8), S. 99.

<sup>24)</sup> Die bürgerliche Gesellschaft, 1885<sup>3</sup>, S. 211; zit. nach Riedel (Anm. 8), S. 720.

<sup>25)</sup> Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19. Januar 1974.

<sup>26)</sup> Thomas Mann wird nach der 20bändigen Taschenbuchausgabe bei S. Fischer, Hamburg/Frankfurt 1967/68, zitiert. Die erste Zahl in der Klammer gibt die Bandnummer an, die zweite die Seite.

des Begriffs ‚Bürger‘ im Munde Thomas Buddenbrooks — und auch seines Autors! — ein *understatement* ist, das bewußt oder unbewußt die eigenen Privilegien verschleiert. Es meint den alteingesessenen, besitzenden und damit ratsfähigen Großkaufmann. Dieser Anspruch wird mit dem Elitebegriff einer statischen Gesellschaftsvorstellung legitimiert: „Bürger“ kann man nicht aufgrund individueller Leistung werden, „Bürger“ muß man sein, d. h. man wird als „Bürger“ geboren. Thomas Buddenbrook klagt in diesem Sinn über die Demokratisierung des (lübischen) Senats (die sein Vater Johann 1848 noch zu verhindern mithalf) und stellt dabei fest: „kaufmännische Tüchtigkeit tut es doch nicht ganz, meiner Meinung sollte man nicht aufhören, ein wenig mehr zu verlangen“ (101, 506). Dieses „ein wenig mehr“ zu rationalisieren, versagt sich Thomas Buddenbrook, es wird ihm von seinem „Stilgefühl“ (101, 506) diktiert, wobei sich die Nonchalance des aristokratischen Ästhetizismus als ängstliche Verteidigung eines sozialen Privilegs entlarvt. Thomas Buddenbrook mobilisiert den zeitlosen Formelvorrat konservativen, kulturpessimistischen Denkens (sinkendes „Niveau“ im Senat, Verletzung des „Geschmacks“, des „Stils“ 101, 506), um den eigenen konkreten sozialen Vorsprung (ökonomischer, kommunalpolitischer Art) zu wahren. Die Herrenästhetik erweist sich dabei deutlich als „uneigentlich“: die „großen Füße“ und das „Bootsmanns Gesicht“ des Alfred Lauritzen (101, 506) sind keine Ästhetika, sondern sie dienen vielmehr als Argument im Kampf gegen den politischen Rivalen, wobei dieser „eigentliche“ Aspekt bewußt unterschlagen wird: im Namen von „Stil“ und „Geschmack“ wird handfeste Interessenpolitik ausgetragen.

Wir sehen hier, daß die ethische Aura des Bürgerbegriffs, von der bei seiner historischen Sichtung die Rede war, speziell bei Thomas Mann sehr stark mit irrational-ästhetischen Momenten besetzt ist, ja daß das in der deutschen Klassik neubelebte Menschheitsideal der Kalokagathie hier eindeutig auf die eine Schicht des Bürgertums eingeschränkt wird. Mit der Strategie, das Bürgerliche zum Menschlichen kat exochen zu steigern, lassen sich mühelos alle unbürgerlichen Züge (seien sie adliger, vor allem aber proletarischer Herkunft) als humaner Mangelzustand begreifen. Thomas Mann übernimmt die Rechtfertigungsideologie des deutschen Bürgertums im ausgehenden 19. Jahrhundert weitgehend unbewußt; sie hat sich für ihn, der 1875 in ein bereits konsolidiertes Bürgertum hineingeboren wird, wie

für seinen Helden Thomas Buddenbrook zu einem „bürgerlichen Instinkt“ vertieft (101, 500), sie ist zu einer zweiten Natur geworden.

‚Bourgeois‘ und ‚Bürger‘ werden von dem Autor der ‚Buddenbrooks‘ mithin nicht als soziologische Kategorien verwendet. ‚Bourgeois‘ steht noch unbefangen gleichwertig als französische Übersetzung von ‚Bürger‘ neben seiner deutschen Entsprechung, frei von Untertönen, die Treitschke und Riehl herausgespürt hatten. Gleichwohl reichen beide Begriffe nicht aus — die Figur des Morten Schwarzkopf macht das deutlich —, um einen konkreten gesellschaftlichen Tatbestand zu erfassen. So ist es etwa schwer vorstellbar, daß sich Thomas Buddenbrook je als ‚Bourgeois‘ bezeichnet hätte, denn im Wort ‚Bürger‘ bleibt die historische Dimension der mittelalterlichen Stadtstaatoligarchie aufgehoben. Sie schwingt immer mit, und zwar nicht zufällig, sondern bewußt intendiert, wenn ein Buddenbrook sich ‚Bürger‘ nennt. Dies ist ein Reflex auf die gesellschaftliche Wirklichkeit von Lübeck, die Thomas Mann mitlebt, ohne sich ihrer bewußt zu werden. Auch in der Lübischen Verfassung von 1848 ist die Unterscheidung von „Bürger“ und „Einwohner“ noch gewahrt. Das volle Bürgerrecht, d. h. aktives und passives Wahlrecht innerhalb ihres Standes, haben Gelehrte, Kaufleute, „Krämer“, Gewerbetreibende und Landleute. Die zahlenmäßig starke, politisch aber nicht repräsentierte Gruppe der „Einwohner“ umfaßt jede Art von Abhängigen (Angestellte, Gesellen usw.). Johann Buddenbrook als Vertreter des „ständischen Prinzips“ hat sich also in der geschichtlichen Wirklichkeit gegenüber Hinrich Hagenström durchgesetzt, der für ein „allgemeines Wahlrecht“ eintrat (101, 133) <sup>27</sup>.

## 2. Die ‚Buddenbrooks‘-Interpretation in den ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘

In der schweren weltanschaulichen Krise zur Zeit des Ersten Weltkrieges, die in den ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘ ihr Dokument findet, versichert sich Thomas Mann seines etwa 15 Jahre zurückliegenden Romans: er interpretiert ‚Buddenbrooks‘, indem er die darin dargestellte soziale Schicht an dem Begriffspaar ‚Bürger/Bourgeois‘ mißt. Es ist erstaunlich zu sehen, wie schwer sich auch der mittlerweile 40jährige Autor noch tut, den gesellschaftlichen Zustand seiner Zeit zu erfassen, und er liefert auf wenigen Seiten den Beweis, daß seine kokettierende, fünf-

<sup>27</sup> Vgl. A. v. Brandt, Geist und Politik in der Lübeckischen Geschichte, Lübeck 1954, S. 184.



variierte Entschuldigung, er habe die „Verwandlung des deutschen Bürgers in den Bourgeois“ „ein wenig“, „gewissermaßen“, „fast“ „verschlafen“, nur zu Recht besteht (116, 104 ff.). Der Bourgeois-Begriff hat zwar gegenüber seiner Verwendung in ‚Buddenbrooks‘ an Unschuld verloren, und Thomas Mann hält nun die dort praktizierte Ineinsetzung von ‚Bürger‘ und ‚Bourgeois‘ für einen „Literatenunflug“ (116, 101). Doch selbst während des Weltkriegs noch verweigert er eine klare begriffliche Trennung und behilft sich damit — wie so oft in Fällen gedanklicher Not —, den Gegensatz in einem Paradoxon aufgehen zu lassen und damit einer klaren Stellungnahme auszuweichen.

Auch in den ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘ bleibt die Wertung des ‚Bourgeois‘ in der Schwebe:

1. Einerseits ist der ‚Bourgeois‘ die „kapitalistisch-imperialistische“ „Verhärtung“ des „Bürgers“, der „harte Bürger“ (116, 102), der „modern-kapitalistische Erwerbsmensch“ (116, 108), der „große Amusische, Engherzige und auf Nützlichkeit Bedachte“ (116, 100). Thomas Mann kann die moderne Erscheinungsform, in der sein an der Vergangenheit orientiertes und als überzeitlich postuliertes Bürgerideal nach der Reichsgründung in Deutschland konkret geworden ist, nicht leugnen. Und wenn er auch die Geburt des ‚Bourgeois‘ „verschlafen“ haben will, so nimmt er ihn doch jetzt, am Ende des Kaiserreichs, als solchen in den Blick und benennt ihn.

2. Neben dem amüsischen „harten Bürger“ ist der ‚Bourgeois‘ zugleich aber auch die „modern-heroische Lebensform und -haltung des überbürdeten und übertrainierten *Leistungsethikers*“ (116, 107, Hervorhebung Thomas Manns), ist der ‚Bourgeois‘ — Thomas Buddenbrook! Wieder versucht Thomas Mann, ein Gegenwartsphänomen durch Rekurs auf die Geschichte zu erklären. Hatte er 1900 bei der Konzeption der ‚Buddenbrooks‘ auf das zweite und dritte Drittel des 19. Jahrhunderts zurückgegriffen, um sein damaliges Bürgerideal episch Gestalt werden zu lassen, so scheut er in den ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘ nicht davor zurück, den Bürgertypus von 1914 von seinem Romanhelden her, den er 1875 sterben läßt, zu erklären. Hier dient Geschichte nicht mehr dazu, das Verständnis der Gegenwart zu vertiefen, sondern vor diesem Verständnis auszuweichen. Auch 1915/18 noch will Thomas Mann den ‚Bourgeois‘ als eine positive moderne Spielart des ‚Bürgers‘ retten und damit sein eigenes „Verschlafen“ wieder relativieren. Bezeichnenderweise führt Thomas Mann als Illustration dieses ‚Bour-

geois‘-Typus Thomas Buddenbrook an und nicht die scheinbar näherliegende Gestalt des Hermann Hagenström, den „Aufstiegsbürger, den Neuankömmling, Aufkäufer und *Nachfolger*“; dieser sei nur „flüchtig und ohne daß ich an diesem Gegentyp in irgendeinem Sinne sonderlich teilgenommen hätte“, entstanden (116, 104).

Die Entscheidung, wer denn nun der wahre zeitgenössische deutsche Repräsentant der ‚Bourgeoisie‘ sei — der entseelte „harte Bürger“ oder der asketische „Leistungsethiker“ — sie bleibt in den ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘ offen, sie muß offenbleiben, denn um den „neuen Bürger“ als „politisch-wirtschaftliche Erscheinung“ einzuordnen, reichen „weder meine Sympathie noch meine Kenntnis“ (116, 107) aus. Immerhin, gegenüber den ‚Buddenbrooks‘ ist der Begriff ‚Bourgeois‘ in den ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘ differenzierter, wirklichkeitsbezogener geworden. Den Abstand zwischen dem überzeitlichen Ideal des ‚Bürgers‘ und seiner konkreten zeitgenössischen Erscheinungsform kann auch Thomas Mann nicht länger übersehen, doch wird der Bürger-Begriff der ‚Buddenbrooks‘ durch das formale Prädikat „Leistungsethiker“ eher tendenziös als vorurteilsfrei den gesellschaftlichen Verhältnissen während des Kaiserreichs angepaßt: das von der Gegenwart widerlegte Ideal des ‚Bürgers‘ wird zwar relativiert, aber nur halben Herzens (ohne „Sympathie“ und „nähere Kenntnis“): den „harten Bürger“ kann Thomas Mann nicht mehr leugnen, doch er gilt im Grunde immer noch nicht für ihn. Er läßt sich weder durch den Ersten noch durch den Zweiten Weltkrieg durch die historische Tatsache, daß das Bürgerideal von 1848 von der Wirklichkeit nicht eingelöst worden ist, sondern zum ‚Bourgeois‘ depraviert ist, von seiner Vorstellung abbringen. Thomas Mann „bagatellisiert die objektive geschichtliche Entwicklung“ zugunsten seines Ideals<sup>28)</sup>.

Auch in den ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘ mutet sich Thomas Mann noch keine Unterscheidung zu in den ‚Bürger‘ (als idealistischen Wesensbegriff) und den ‚Bourgeois‘ (als Klassenbegriff). Er versucht immer noch, Ideal und Wirklichkeit auf Kosten der letzteren zu versöhnen. Thomas Mann hätte sich den Vorwurf politischen „Verschlafens“ ersparen können, wenn er die ins Visier des „Zivilisationsliteraten“ geratene moderne Spielart des Besitzbürgers mit der Bezeichnung ‚Bourgeois‘ versehen und von dem „reinen“ Typus abgehoben hätte. Thomas Mann

<sup>28)</sup> W. Hellmann, Das Geschichtsdenken des frühen Thomas Mann (1906—1918), Tübingen 1972, S. 155.

wählt den mühsameren, weil widerspruchsvollen Weg, wobei er sich aber — auf dem Stand der ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘ — den kritischen Einblick in die politischen Zusammenhänge seiner Zeit weiterhin verstellt. So versucht er auch den ‚Bourgeois‘ noch zu retten, indem er ihn zu Thomas Buddenbrook in Beziehung setzt und diesen als Repräsentanten der ‚Bourgeoisie‘ ausibt.

Diesen Versuch einer begrifflichen Scheidung unternimmt 1933 der Staatsrechtler Rudolf Smend. Smend, der das Ideal eines „dem Staat sittlich verpflichteten Bürgers“ erneuern will, trennt konsequent von einem überzeitlich verstandenen Bürger-Ideal die gegenwärtige Erscheinungsform des Bourgeois als Depravation ab und schlägt alle Negative auf dessen Seite. Smend charakterisiert den ‚Bourgeois‘ als den „rechenhaften Egoisten der kapitalistischen Zeit, der unfähig ist zu Liebe und Wagnis, zu Schönheit und innerer Lebendigkeit“, einen Menschen, „von dem für den schöpferischen Aufbau einer lebendigen neuen Welt nichts zu hoffen ist“<sup>29)</sup>. Den ‚Bourgeois‘ gibt Smend auf, um so eindringlicher hofft er auf den ‚Bürger‘, wie noch 1974 Dolf Sternberger, der an dem Bürger-Begriff in seinem „uralten, klassischen Sinne“ festhält, jenseits des „bloßen Rechtsbegriff(s) wie (des) bloßen Klassenbegriffs“<sup>30)</sup>.

### 3. Werner Sombarts ‚Bourgeois‘-Kriterien und die Figur der Hermann Hagenström

Warum versagt es sich Thomas Mann, die scheinbar geeignete Gestalt des Hermann Hagenström als Ausweis für seine kritische Auseinandersetzung mit dem politisch diskreditierten ‚Bourgeois‘ in Anspruch zu nehmen?

Anstelle des vorsichtigen Autors war es Georg Lukács, der den Gegensatz von ‚Bürger‘ und ‚Bourgeois‘ in ‚Buddenbrooks‘ gestaltet sehen will. Lukács, der Thomas Manns antizipatorische Kraft eher zu hoch veranschlagt, führt den im Roman sichtbar werdenden Gegensatz zwischen Thomas Buddenbrook und Hermann Hagenström genau auf das Zeitgeschehen der Reichsgründung von 1870/71 zurück: hier — noch — der Bürger Buddenbrook, dort — schon — der Bourgeois Hagenström. Lukács geht noch weiter, wenn er Rathenau, Max Weber und Troeltsch als den „führenden Soziologen unter den Zeitgenos-

<sup>29)</sup> R. Smend, Bürger und Bourgeois im deutschen Staatsrecht, Berlin 1933, S. 5 f.

<sup>30)</sup> D. Sternberger, Leopold Sonnemann, Bürger und Gründer, in: FAZ vom 13. Juli 1974. — 25 Jahre zuvor, 1949, formulierte Sternberger entsprechend: „Ich wollte, wir brächten es heute zuwege, die alte Haut des bürgerlichen Charakters abzustreifen, um Bürger zu werden“ (Anm. 14), S. 27.

sen Thomas Manns“ vorwirft, sie hätten versucht, den „Hagenströmschen Weg moralisch-kulturphilosophisch zu ‚buddenbrookisieren‘“<sup>31)</sup>. Es sind nun aber gerade diese Soziologen (M. Weber, Troeltsch, Sombart), auf die sich der Thomas Mann der ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘ beruft, um zu betonen, daß sein Thomas Buddenbrook „nicht nur ein deutscher Bürger, sondern ein moderner Bourgeois“ sei (116, 108).

Zur Lösung dieses Widerspruchs zwischen Autor und Interpret bietet sich der Versuch an, die Typologie des ‚Bourgeois‘, wie sie Werner Sombart entworfen hat, auf die Figur des Hermann Hagenström anzuwenden, um zu sehen, inwieweit sie davon erfaßt wird. Sollten sich der „Hagenströmsche Weg“ und die Sombartsche Typologie nicht treffen, so entfielen auch der Vorwurf des „Buddenbrookisierens“, den Lukács erhebt. Diese Feststellung gilt natürlich nur für den eingeschränkten Bereich der uns hier allein interessierenden Buddenbrook-Analyse, nicht in einem weiteren ideologiekritischen Sinn<sup>32)</sup>.

Sombart setzt in seiner historischen Ableitung der wirtschaftlichen Organisationsformen Westeuropas drei Phasen an: den Vor-, Früh- und Hochkapitalismus. Den allein für uns in Betracht kommenden Übergang vom Früh- zum Hochkapitalismus datiert Sombart für Deutschland um das Jahr 1800, doch erst ab 1850 kommt der „kapitalistische Geist“ voll zum Tragen (Hermann Hagenström übernimmt die Firma seines Vaters 1851, Thomas Buddenbrook 1855). Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vollzieht sich das Wirtschaften innerhalb eines ausbalancierten, statischen Systems. Es besteht ein fester, umgrenzter Kundenkreis: das Abwerben von Käufern, das Unterbieten des Preises, vor allem aber die Eigenwerbung für das hergestellte oder vertriebene Produkt gelten als unseriöse Praktiken als Zeichen geschäftlicher Unsolidität. Das Betriebspersonal ist hierarchisch gegliedert. Auf technische Neuerungen wird bewußt verzichtet, wenn dadurch zu viele Arbeiter ihr Einkommen zu verlieren drohen. Über das Prinzip der Bedarfsdeckung des Einzelnen hinaus — abgestuft nach einer festgefügt „Standesgemäßheit“ — wird nicht gewirtschaftet. Ab 1800 verändern sich in Deutschland diese Produktionsverhältnisse, die bis dahin in den überschaubaren Bedürfnissen

<sup>31)</sup> G. Lukács, Faust und Faustus. Ausgewählte Schriften II, Hamburg 1968, S. 223.

<sup>32)</sup> Zur Kritik Lukács‘ am Typologisieren der „bürgerlichen“ Soziologie vgl.: Die Zerstörung der Vernunft, Bd. III: Irrationalismus und Soziologie, Darmstadt/Neuwied 1974, S. 63.

Einzelner ihre Grenze hatten. Das soziale Gefüge und mit ihm die wirtschaftliche Tätigkeit werden dynamisiert. In Produktion und Handel entfaltet sich die Erwerbstätigkeit frei und ungehemmt, ihr Rhythmus bestimmt sich nun allein durch die ökonomischen Sachzwänge und nicht mehr durch außerwirtschaftliche Rücksichtnahmen, seien sie gesellschaftspolitischer, ethischer oder religiöser Art. Jetzt werden vor allem auch alle technischen Errungenschaften ohne Rücksicht auf die sozialen Folgen genutzt.

Sombart hat sich zur Aufgabe gestellt, den Reflex dieses Vorgangs auf das „Seelengefüge“ des ihn tragenden „modernen Wirtschaftsmenschen“<sup>33)</sup> darzustellen; er nennt diesen neuen Unternehmertypus „Bourgeois“. Der „Bourgeois“ dieser Prägung baut auf den „Bürgertugenden“ der „Rechenhaftigkeit“<sup>34)</sup>, „Bedachtsamkeit“, „Vernünftigkeit“<sup>35)</sup> auf und vollendet sie. Die Wirtschaftsführung wird sowohl weiter rationalisiert (korrekte Buchführung, präzise Organisation, arbeitsteiliges Vorgehen) als auch ökonomisiert (genaue Zeitberechnung, „Idee des Sparens“<sup>36)</sup>). In diesem Sinn ist der Bourgeois eine „höhere“, perfektere Entwicklungsstufe des Bürgers: „in jedem Bourgeois steckt ein ‚Bürger‘“<sup>37)</sup>, aber die bürgerlichen Eigenschaften sind „aus der Sphäre persönlicher Willensbetätigung herausgetreten und sind zu Sachbestandteilen des Geschäftsmechanismus geworden. Sie haben aufgehört, Eigenschaften lebendiger Menschen zu sein und sind stattdessen zu objektiven Prinzipien der Wirtschaftsführung geworden.“<sup>38)</sup>

Zu diesem „gesteigerten“ Bürger treten nun allerdings Eigenschaften, die für die Führung eines modernen Wirtschaftsunternehmens unabdingbar werden und die der bisherigen Bestimmung von Bürgerlichkeit fremd, ja zuwiderlaufend sind: „Abenteuerlust“ (wie beim Eroberer, Hasadeur, Spekulant) und „Erfindungsgeist“. Damit erst, aus der Verschmelzung von Bürgertum und (antibürgerlichem) Unternehmertegeist, wird der moderne Bourgeois geboren. Vier „elementare Wertkomplexe“<sup>39)</sup> zeichnen ihn nach Sombart aus:

a) die „Quantitätsbewertung“<sup>40)</sup>: alle Bereiche menschlichen Lebens, auch die nicht

wägbaren, werden quantifiziert; man kann sie „messen“, „zählen“. Das Größere ist der höhere Wert; alle Tätigkeit, alles Erfolgsstreben wird damit unter den Imperativ der Expansion gestellt (K. Mannheim bezeichnet die kapitalistische Wirtschaftsdynamik als ein „ständiges Sich-selbst-Überholen“<sup>41)</sup>);

b) die größtmögliche Schnelligkeit eines Vorgangs (verkörpert im „Rekord“);

c) das „Neue“ als ein „noch nicht Dagewesenes“<sup>42)</sup>, die Neuerung als Wert für sich, vor allem in der Technik;

d) der „Machtkitzel“<sup>43)</sup>, das Streben, die eigene Position auszuweiten, Konkurrenten zu überflügeln, ‚auszuschalten‘<sup>44)</sup>.

Allen vier Kriterien ist die Maßlosigkeit gemeinsam, der Verzicht auf einen Sinn für das Leben des einzelnen Menschen. Das moderne Wirtschaften ist zu einem „autonomen“, „totalistischen System“ geworden<sup>45)</sup>, in dem die menschliche Tätigkeit in immer wachsenden Maße „versachlicht“ wird: Größe, Schnelligkeit, das sensationell Neue und die Macht entfalten eine Eigendynamik, die sich selbst überlassen bleibt: „Für den Erwerb ebensowenig wie für die Blüte eines Geschäfts gibt es irgendwelche natürliche Begrenzung, wie sie etwa durch den ‚standesgemäßen‘ Unterhalt einer Person aller früheren Wirtschaft gegeben war. An keinem noch so fernen Punkte kann der Gesamtgewinn so hoch steigen, daß man sagen könnte: es ist genug.“<sup>46)</sup>

Wenn wir dieses stark formalisierte Schema Sombarts auf Hermann Hagenström, den erfolgreichen Konkurrenten Thomas Buddenbrooks, anwenden, so finden wir ihn davon — außer von Kriterium c) — nicht erfaßt. Es ist überhaupt schwierig, seiner Person habhaft zu werden, denn nur zweimal taucht er — als Erwachsener — im Roman auf, ohne aus der Perspektive einer anderen Romanfigur gesehen zu werden: einmal im Erzählbericht (das Äußere, sein geschäftliches und öffentliches Auftreten betreffend: 101, 309 f.), ein anderes Mal als Handelnder (er besichtigt das Haus in

<sup>41)</sup> K. Mannheim, Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, Berlin/Neuwied 1964, S. 671.

<sup>42)</sup> W. Sombart (Anm. 33), S. 225.

<sup>43)</sup> Ebd., S. 225.

<sup>44)</sup> M. Scheler, Der Bourgeois, in: Vom Umsturz der Werte, Bd. 2, Leipzig 1919<sup>2</sup>, S. 245—279; Scheler schließt sich diesen vier Kriterien Sombarts an, bewertet sie aber in schroff kulturpessimistischer Sicht als „infantile Ideale“, die den Rückfall in den Primitivismus des Motivationslebens in unserer Zeit [1914] ... zum Ausdruck“ bringen (S. 276).

<sup>45)</sup> F. van der Ven, Sozialgeschichte der Arbeit, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, München 1972, S. 160.

<sup>46)</sup> W. Sombart (Anm. 33), S. 219.

<sup>33)</sup> W. Sombart, Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen, München/Leipzig 1920, S. 216.

<sup>34)</sup> Ebd., S. 194.

<sup>35)</sup> Ebd., S. 24.

<sup>36)</sup> Ebd., S. 139.

<sup>37)</sup> Ebd., S. 135.

<sup>38)</sup> Ebd., S. 236.

<sup>39)</sup> Ebd., S. 222.

<sup>40)</sup> Ebd., S. 222.

der Mengstraße, das er kaufen will). Im übrigen erscheint er ausschließlich indirekt, in den Vorstellungen Thomas Buddenbrooks und seiner Schwester Tony, die ihn beide, jeder auf seine Art, als eine negative Reizfigur empfinden. Tony sieht in ihm den „hergelaufenen“ Eindringling, der nicht vor dem Namen Buddenbrook in die Knie sinkt, sondern sich selbst einen „Namen“ zu machen wagt. Thomas erlebt in ihm den gleichaltrigen Rivalen, dessen beunruhigende geschäftliche Erfolge er sich nur als ein unsolides Handelsgebaren deuten kann, um sich selbst nicht persönliches Versagen eingestehen zu müssen. Bei allen seinen wichtigen Geschäftsentscheidungen — so auch vor dem verhängnisvollen Ankauf der Pöppenrader Ernte „auf dem Halm“ —, wann immer die althergebrachten Faustregeln seiner Vorväter in der konkreten Situation versagen, blickt Thomas wie gebannt auf den Kontrahenten, dessen Ungebundenheit er beneidet; die moralische Entrüstung über die fragwürdigen „Manöver“ (101, 345), die Thomas Buddenbrook Hagenström andichtet, sind nur vorgeschoben; in Wirklichkeit ist er auf die Praxis des überlegenen Rivalen fixiert: er nutzt sie als Orientierungshilfe, da sie durch Erfolg ausgewiesen und damit gerechtfertigt ist. Gerade diese suggestive Wirkung Hagenströms auf Thomas Buddenbrook überträgt sich auf den Leser, da Hagenström im Roman überwiegend aus der Sicht seines glücklosen Gegenspielers dargestellt ist.

Die beiden Male, da Hagenström unvermittelt, durch den Erzähler selbst gesehen wird, ist er mit vielleicht etwas Herablassung, im ganzen aber mit Sympathie und Wohlwollen, ohne alle dämonische Machtgier gezeichnet, wobei Thomas Buddenbrooks Verdächtigungen bezüglich seiner geschäftlichen „Manöver“ indirekt widerlegt werden. Der Erzähler führt mehrfach an, daß sich Hermann Hagenström durch geschickte Heiratspolitik nicht nur „bürgerliche“ Nobilität, sondern auch einen beträchtlichen Vermögenszuwachs erworben hat, daß es also bei seiner wirtschaftlichen Ausdehnung doch mit verhältnismäßig „natürlichen“ Dingen zugegangen sein muß. Diese Praxis kann Thomas Buddenbrook um so weniger als unlauteres „Manöver“ verurteilen, als ja auch beim Aufstieg der Buddenbrooks, noch bei seinen eigenen Eltern, ein mit Banknoten geschürzter Eros die Ehen stiftete. Hagenströms Haus mit „schlichter Ölfassade, praktisch ausgebeuteten Raumverhältnissen und reicher, eleganter, bequemer Einrichtung“ (101, 310) läßt nicht auf die Selbstbetäubung durch kalten Protz schließen (Som-

barts Bourgeois-Kriterium c)). Wenn ihm der Erzähler eine „unbeschränkte, fortgeschrittene, duldsame und vorurteilsfreie Denkungsart“ attestiert (101, 310), bezeichnet das ebensowenig den Vertreter eines skrupellosen Manchestertums.

Auch bei der Unterredung mit Thomas und Tony Buddenbrook anlässlich der Hausbesichtigung strahlt Hagenström „bürgerliche“ Bonhomie aus, Gelassenheit, selbst Achtung vor den Gefühlen der alten Besitzer: sein „Geben war frei, sorglos, *behaglich* und weltmännisch“ (101, 457), wie sich sogar Tony mit innerem Widerwillen eingestehen muß. „Er ließ sich sogar darauf ein, seinen Wunsch in beinahe entschuldigendem Ton ... zu begründen“ (101, 457).

Gewiß bedeutet das wenige, was wir von Hagenströms Geschäftsmethoden vom Erzähler „aus erster Hand“ erfahren, gegenüber Thomas Buddenbrook eine Weiterentwicklung auf eine höhere Rationalität hin (Sombarts Bourgeois-Kriterium a)): die Raumverhältnisse seines Hauses sind „praktisch ausgebeutet“ (101, 310); er ist der erste in Lübeck, der „seine Wohnräume und seine Comptoirs mit Gas beleuchtet“ hatte (ebd.). Doch seine Erscheinung weicht von dem lübschen Durchschnitt nicht stärker, nur in entgegengesetzter Richtung ab als die Thomas Buddenbrooks. Man muß dabei auch auf die politische und wirtschaftliche Rückentwicklung Lübecks und auf sein Absinken zu einer mittleren Provinzstadt im Verlauf des 19. Jahrhunderts achten. An die Stelle hanseatischer Weltoffenheit treten kleinliche, kleinbürgerliche Verhaltensmaßstäbe, die dem, der sich ihnen entzieht, Skepsis und Argwohn eintragen. Thomas Buddenbrook ist selbst davon betroffen: er fällt wegen seiner sorgfältigen Toilette, des literarischen Geschmacks (Heine!) und der extravaganten Erscheinung seiner Frau Gerda aus dem engen Rahmen seiner Mitbürger: „Ein bißchen präntiös, dieser Thomas Buddenbrook, ein bißchen ... anders: anders auch als seine Vorfahren“ (101, 222). Dennoch bleibt Thomas eine vergleichsweise vertraute Erscheinung innerhalb der Bürgerschaft, weil seine Exklusivität nach *rückwärts* weist: in ihm verkörpert sich noch einmal verblichener hanseatischer Glanz. Der lokale Wirkungskreis wird zwar von Thomas Buddenbrook in seiner tatendurstigen Aufbruchphase bei Geschäftsantritt als „kleine Welt“ relativiert, doch er wird als solcher auch angenommen. Die gesellschaftlichen Spielregeln werden eingehalten, zuerst spielerisch-souverän, gegen Ende seines Lebens ängstlich und verkrampft.

Das „Neuartige und damit Reizvolle“ der Person Hagenströms läßt sich für seine Mitbürger dagegen schwerer einordnen. Hagenström weist vorwärts ins Großstädtische („eine großstädtische Figur“ 101, 456) und Überregionale. Er bringt, „imposanter Börsentypus“ (ebd.), einen Hauch von ‚Hamburg‘ in die engen Gassen Lübecks (was auch die Heirat seines Bruders Moritz mit einer Hamburgerin andeutet), ihm gelingt, woran Thomas Buddenbrook scheitert: sich Ansehen, Einfluß und Macht an dem begrenzten Ort seines Wirkens, in der „kleinen Welt“ zu erringen, ohne doch von deren Milieu eingeholt und aufgebraucht zu werden, vermöge des „liberalen und toleranten Grundzugs seines Wesens“, seiner „legeren und großzügigen Art“ (101, 310). Diese Eigenschaften als „bourgeois“ werten zu wollen, hieße, das „Bürger“-Ideal Thomas Buddenbrooks für ungültig zu erklären, sind es doch eben gerade Toleranz, Liberalität und Weltoffenheit, die Thomas Buddenbrook sich zur Maxime seines Handelns gesetzt hat, und die er zu Beginn seiner öffentlichen Laufbahn auch verwirklichen kann. Es sind Züge zumal, die Thomas Mann nicht müde wurde, als das „Bürgerliche“ schlechthin herauszustellen. (Die Nutzung moderner technischer Einrichtungen kann für Thomas Mann selbst um so weniger den Übergang vom „Bürger“ zum „Bourgeois“ markieren, beschreibt er doch 1907 seine eigene „bürgerliche“ Lebensweise — freilich ironisch gebrochen — wie folgt: „Ich bin Herr einer großen Wohnung in feinsten Lage mit elektrischem Licht und allem Komfort der Neuzeit“ (Im Spiegel, 119, 25)).

Der Produktionsprozeß, der sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts „progressiv vom menschlichen Maß, dem menschlichen Tempo und schließlich auch vom fortwährenden Eingreifen des Menschen gelöst“ hat<sup>47)</sup>, erfährt in dem Verhalten Hermann Hagenströms keine überzeugende Entsprechung. Es scheint vielmehr eher so, daß sich in diesem Sinn „bourgeoise“ Bewußtseinsformen spurenweise eher in Thomas Buddenbrook ankündigen. Wenn es bei Sombart heißt, das hochkapitalistische Unternehmen träte dem „Wirtschaftssubjekt mit selbstherrlicher Gewalt gegenüber; es fordert von ihm; es zwingt ihn. Und es rastet nicht; ... Es lebt sein eigenes Leben“<sup>48)</sup>, so begegnen wir diesem entfremdeten Verhältnis zum eigenen verselbständigten Betrieb gerade in Thomas Buddenbrook wieder: „Sein Tätigkeitstrieb, ... seine Aktivität, die stets etwas gründlich

anderes gewesen war als die natürliche und durable Arbeitslust seiner Väter“, hatte „überhandgenommen und wurde zur Mutter ... Er war gehetzt“ (101, 465); „Es trieb ihn vorwärts und ließ ihm keinen Frieden“ (101, 317): eine Versklavung durch das eigene Tun, das sich einer vernünftig bestimmbar Zielvorstellung (sogar der des materiellen Gewinns) entzogen hat in eine „falsche Unendlichkeit“. Der Beruf wird zu einem „Betätigungsmittel“ (101, 317), das die Richtungslosigkeit, ja Haltlosigkeit der eigenen Person vergessen machen soll.

Gegenüber Thomas Buddenbrook, dem Don Quixote eines überlebten Kaufmannsideals, verkörpert Hermann Hagenström dessen triviale Alltagserscheinung; auch und gerade, wenn Hagenström die Buddenbrooksche „bürgerliche“ Exklusivität „auf die Füße“ stellt, bleibt er *Bürger*: Hagenström erkaufte sich mit dem traditionsbeladenen Haus seines überwundenen Rivalen die „historische Weihe“ (101, 454), statt sich auf dem Land ein neugotisches Prunkschloß mit gußeisernen Badewannen aufzutürmen (Sombart stellt die Vorliebe des ‚Bourgeois‘ für „Prachtentfaltung“, in Schloßbauten etwa, heraus<sup>49)</sup>). In seiner „Deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert“ skizziert Sombart den Werdegang des Bourgeois<sup>50)</sup>, der von dem der Hagenströms völlig abweicht: „Das kapitalistische Unternehmen, das den Reichtum der Familie begründet hatte, wird veräußert; die Söhne und Enkel kaufen sich auf dem Lande an, stiften ein Majorat, verschwägern sich mit altadeligen Familien, lassen ihre Nachkommen bei der Gardekavallerie dienen und bei den Saxoborussen eintreten und denken nicht mehr daran, einen Sohn etwa als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft zu geben.“<sup>51)</sup> (Diese „bourgeoise“ Karriere gestaltet etwa Fontane 1892, acht Jahre vor ‚Buddenbrooks‘, in seinem Roman ‚Frau Jenny Treibel‘ in der Figur des Leopold Treibel). Nichts davon in ‚Buddenbrooks‘! Hermann Hagenström wird im ehemaligen Haus der Buddenbrooks „alles

<sup>47)</sup> Ebd., S. 238.

<sup>48)</sup> Dieser fiktive Werdegang findet seine völlige Entsprechung bei A. Meusel (Anm. 8), S. 96: „Der reich gewordene Bürger hatte den Ehrgeiz, seinen studierenden Sohn in ein feudales Korps zu bringen, ihn in einem der vornehmen Regimenter Reserveoffizier werden zu lassen, seine Tochter mit einem Adligen zu verheiraten. Wem das Glück besonders hold war, der wurde selbst nobilitiert und mit Orden von überdurchschnittlichem Kurswert ausgezeichnet.“ Vgl. in gleichem Sinn H. Grebing, Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, München 1971<sup>2</sup>, S. 70.

<sup>49)</sup> W. Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert und im Anfang des 20. Jahrhunderts, Berlin 1921<sup>5</sup>, S. 470.

<sup>47)</sup> F. van der Ven (Anm. 45), S. 151.

<sup>48)</sup> W. Sombart (Anm. 33), S. 447.

möglichst *konservieren*, er wird nichts umbauen, er wird auch das ‚Dominus providebit‘ über der Haustür stehen lassen“ (101, 455), wie Thomas Buddenbrook über den neuen Hausbesitzer mutmaßt. Hagenströms Ideal ist nach rückwärts gerichtet; es heißt nicht Siemens, Strousberg oder Rockefeller, sondern — Buddenbrook, denn es ist ein *ästhetisches* Ideal. Hagenström verkörpert mit seinen fünf kräftigen Kindern eine *biologisch* vitale Stufe des Bürgertums. Er ist nicht die *ökonomische* Weiterentwicklung dieser „geistigen Lebensform“ auf den ‚Bourgeois‘ hin, der am Ersten Weltkrieg den „großen Schnitt“ machen wird und den Thomas Mann, da er ihn „verschlafen“ hatte, noch in seinen ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘ meinte rechtfertigen zu müssen als den Vertreter einer „unbeschränkten, fortgeschrittenen, duldsamen und vorurteilsfreien Denkungsart“ (101, 310). Hagenström bleibt der in eine zeitlose, abstrakte Idealität entrückte ‚Bürger‘, der den kleinen Hanno immer wieder in sich erleben und immer wieder durch sich überwinden kann.

#### 4. Thomas Manns Geschichtsmodell in ‚Buddenbrooks‘

Bei dem Versuch, Sombarts Typologie von ‚Bürger‘ und ‚Bourgeois‘ an Hermann Hagenström durchzuspielen, verflacht die von Lukács behauptete grundsätzliche Antinomie zu einer allenfalls graduellen Abstufung. Es besteht soziologisch kein kategorialer Unterschied zwischen Thomas Buddenbrook und Hagenström, der die Anwendung eines begrifflichen Gegensatzpaares auf sie rechtfertigen könnte; nirgends wird das „Inkrafttreten neuer Motivationsstrukturen des wirtschaftenden Handelns“ sichtbar<sup>52</sup>). Der Geschichtsabstand zwischen Buddenbrook und Hagenström ist nicht an einem konkreten Zeitgeschehen (etwa das der Reichsgründung 1870/71) und einer dynamischen ökonomischen Entfaltung zu objektivieren, sondern mündet ein in einen statischen Kreislauf. Hier ist Thomas Mann ideologisch noch ungebrochen Schopenhauer und Nietzsche verpflichtet. Insofern stimmen wir J. Kuczynski zu, der 1963 schreibt: „Es ist ... ein aussichtsloses Unternehmen, die ‚Buddenbrooks‘ zu einem Roman erheben zu wollen, der die Geschichte der deutschen Bourgeoisie ... während des 19. Jahrhunderts erzählen will. Die ‚Buddenbrooks‘ sind der Roman einer untypischen Familie; sie sind keine dichterische Gestaltung des Werdegangs der deutschen Bourgeoisie.“<sup>53</sup>)

<sup>52</sup>) M. Scheler (Anm. 44), S. 260.

<sup>53</sup>) J. Kuczynski, *Gestalten und Werke. Soziologische Studien zur deutschen Literatur*, Berlin/Weimar 1969, S. 278.

Thomas Mann geht es in seinem ersten Roman zweifellos vor allem um den überzeitlichen Mechanismus eines physisch-psychischen Auflösungsprozesses, um die Herabminderung vitaler Kräfte durch die Selbstbeobachtung des Erkennenden. So bleibt die Dialektik der beiden Familien Buddenbrook und Hagenström in Ansätzen stecken; sie kann sich nicht in dem Machtkampf zwischen der untergehenden und aufsteigenden Elite an einer bestimmten geschichtlichen Zeitenwende realistisch entfalten, weil sie von der vorgeordneten Absicht des Autors zurückgedrängt wird, in dem „Spätling“ Hanno die Geburt des Künstlers aus dem Geist der Dekadenz darzustellen. Bei der zentralen Bedeutung, die dem Haus in der Mengstraße in der Symbolik des Romans zukommt, „bedeutet“ sein Ankauf durch Hermann Hagenström mehr als der höhnische Kraftakt des siegenden Kapitalismus der Gründerzeit gegenüber dem vernichteten Rivalen. Das Haus, mit dessen Einweihungsfeierlichkeiten im Oktober 1835 die Erzählung einsetzt, hat Johann Buddenbrook von einer „ehemals so glänzenden Familie, ... die verarmt, heruntergekommen davongezogen war“ (101, 16), erworben. Jetzt, nach 37 Jahren in Buddenbrookschem Besitz, da im Billardsaal eine „freie Katzenfamilie“ sich eingenistet hat und man dort Gefahr läuft, „durch den Fußboden zu brechen“ (101, 442), geht es an Hermann Hagenström über, der sich im Rat der Stadt durch die Verweigerung von Geldern „zur Restaurierung und Erhaltung der mittelalterlichen Denkmäler“ (101, 310) gleichzeitig als ein Mann von ungebrochenem Fortschrittsbewußtsein profiliert. Hermann Hagenström nähme in dieser Beziehung die Stelle des alten Johann Buddenbrook ein, des Käufers von 1835, der „mit beiden Beinen in der Gegenwart“ steht (101, 41) und den Thomas Buddenbrook als einen „hellen Kopf, jovial, *einfach*, humoristisch und *stark*“ (101, 396) beschreibt. Wenn Hermann Hagenström im wohlwollenden Selbstgefühl des Erfolgreichen das Haus in der Mengstraße erwirbt, so gibt er damit einer Neigung nach, auf die er bislang „mit Überlegenheit und Vorurteilslosigkeit“ (101, 455) verzichtet hatte: dem Bedürfnis nach „historischer Weihe, sozusagen dem Legitimen“ (ebd.). Die Deutung, daß mit dem Kauf des Hauses in der Mengstraße der historische Kreislauf von Werden und Vergehen auch die Familie Hagenström bereits erfaßt hat, zwingt der Symbolgehalt des Romans geradezu auf.

Als ein weiteres Indiz dafür, daß der „Verfall“ der Buddenbrooks über die Darstellung einer bestimmten Geschichtsepoche hinauszugeht,

gehen den Ehrgeiz hat und modellhaft das allgemeine Geschichtsgefühl des Autors repräsentiert, ist die Umriß-Gestalt des Moritz Hagenström zu werten, Bruder des erfolgreichen Konkurrenten Thomas Buddenbrooks. Er ist von schwächerer Konstitution und gilt als ein „Schöngest“ (101, 420). Bei der Wahl seiner Ehefrau, einer Hamburgerin mit „übermäßig leidenschaftslosen, augenscheinlich angliederenden, aber außerordentlich schönen und regelmäßigen Gesichtszügen“ (101, 263), läßt er sich von seinem ästhetisch verfeinerten Geschmack leiten: er „hätte es mit seinem Rufe als Schöngest nicht vereinbaren können, ein häßliches Mädchen zu ehelichen“ (101, 263). Hier melden sich in dem glänzenden aufblühenden Geschlecht bereits Ansprüche, die außerhalb vitaler, zweckgebundener Interessen liegen. Zwar ist in Moritz Hagenström und seinen Söhnen, die sich in der Schule vor Ehrgeiz verzehren, das Streben nach äußerem Erfolg noch dominant und die „Schöngestei“ eher schmückendes Beiwerk für diesen dynamischen Behauptungswillen, doch wird durch diese selbstbewußte, spielerische Konzession an das Über-Nützliche ein erster feiner Riß in dem Karriere-Gebäude dieses Geschlechtes sichtbar, Ansätze zu seiner eigenen „Buddenbrookisierung“.

Der Prozeß von Elitebildung und Elitewerfall wird von Thomas Mann nicht in seiner aus den geschichtlichen Verhältnissen herauswachsenden Dynamik begriffen, sondern als menschliche Konstante, als eine immer wiederkehrende, notwendige Gesetzmäßigkeit. Alfred von Martins soziologische Untersuchung über den Bürgertypus der italienischen Renaissance, der, wirtschaftlich saturiert, immer fremder der Geschäftswelt gegenübersteht, erfaßt einen Umbruch im Lebensgefühl, das man bei dem ästhetisierten Bürgerbegriff der ‚Buddenbrooks‘ immer im Auge behalten muß: „Der der nüchternen Wirklichkeit zugekehrte rationale Sinn des Großbürgertums ist im Begriff, sich zu verflüchtigen und einem humanistisch-ästhetischen Geiste auch in den arbeitenden und erwerbenden Kreisen Raum zu geben“<sup>54)</sup> — was für Thomas Buddenbrook und Hagenström in verschiedenen Graden, grundsätzlich aber wieder gleichermaßen zutrifft!

<sup>54)</sup> A. v. Martin, Humanismus als Romantik und Restauration, in: Wege der Literatursoziologie, hrsg. von N. Fügen, Neuwied/Berlin 1968, S. 149.

Zur Zeit der ‚Buddenbrooks‘ überwiegt für Thomas Mann noch die Faszination des sterbenden Knaben, der sich dem Anruf einer banalen, aber im Grunde gutmütigen Hagenström-Realität verweigert. Thomas Mann mußte jedoch über die Figur Hannos hinausgelangen, wollte er nicht als blinder Sänger kränkelder Epheben enden. In „Tod in Venedig“ erfolgt die endgültige Grablegung des „gespannten Helden“, der das Leben in seiner Alltäglichkeit vernichten will und dabei selbst zugrunde geht. Gleichzeitig wird in dieser Novelle in dem Komplex „Venedig“ als dem Ort des „fernen Gottes“ (Dionysos) versuchsweise der Raum eines Gemeinschaftserlebens eröffnet, das allerdings in seiner Rauschhaftigkeit noch nicht als gesellschaftlich geordnetes Zusammenleben erfaßt und dargestellt werden kann.

Der ‚Bourgeois‘, d. h. die unmittelbare, politisch-ökonomische Zeitgeschichte Thomas Manns während der Entstehung seines ersten Romans, bleibt rettungslos „verschlafen“, auch Hagenström verschlummert als jovialer lübischer „Bürger“. Der Weg zur Gesellschaft wird für Thomas Mann erst dann zum moralischen Gebot, als er mit dem Kriegsende 1918 seine Sympathie für Hanno, den *dégénééré*, als sozial bindungslos und damit als politisch mißbrauchbar erkennen muß. „Ich zweifle nicht“, schreibt Thomas Mann 1939, „daß ich dem Wunsch des deutschen Bürgertums am besten gedient hätte, wenn ich mein Leben lang lauter ‚Buddenbrooks‘ geschrieben hätte“ (119, 312).

Ab 1918 reift bei Thomas Mann die Einsicht, daß in der Figur Hagenströms eben nicht der „harte Bürger“ des wilhelminischen Deutschlands getroffen ist. Er muß sich eingestehen, daß er mit dieser ästhetisierend-verharmlosenden Darstellungsweise der realen bürgerlichen Erscheinungsform der Buddenbrooks/Hagenströms, dem Bourgeois von 1900, im engbegrenzten Freiraum einer „machtgeschützten Innerlichkeit“ gedient hat. Zu dieser Erkenntnis bedurfte es für Thomas Mann des Zusammenbruchs seines politischen Wertsystems als Folge des verlorenen Weltkriegs; dazu bedurfte es der gleichzeitigen künstlerischen Krise nach der Niederschrift des ‚Tod in Venedig‘ und des Bekenntnisses, „wie ich es nun überhaupt noch weiter treiben wollte“<sup>55)</sup>.

<sup>55)</sup> Th. Mann, On Myself, in: Blätter der Thomas-Mann-Gesellschaft Zürich, Nr. 6, 1966, S. 21.

## **Erich Kosthorst: Zeitgeschichte und Zeitperspektive — Versuch einer didaktischen Ortsbestimmung**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 22/75, S. 3—10

Zur Bestimmung von Ort und Ansatz einer zeit- und sachgerechten Didaktik der Zeitgeschichte bedarf es zweier gedanklicher Schritte: a) des Ausleuchtens des Horizonts der Zeitperspektive; b) der Justierung der zeitgeschichtlichen Thematik durch Einstellung in diese Perspektive. Unter Zeitperspektive ist zu verstehen das in der jeweiligen Gegenwart erlebte Bezogensein auf die Vergangenheit und auf die Zukunft. Von der Art dieses Vergangenheits- und Zukunftsbezuges hängt die Handlungsmoral ab.

Die gegenwärtige Zeitperspektive stellt sich dar in einer alternativistischen Konfiguration von Fortschrittspathos und Nostalgie. Das nostalgische Phänomen ist der Reflex auf eine seelische Überspannung durch strapaziöse Inanspruchnahme von rapiden Veränderungsprozessen. Das Fortschrittspathos demonstriert sich als forciert Aversionsaffekt zur Vergangenheit hin und hat im Drang, die „Zeitmauer“ nach vorn zu durchbrechen, Züge neurotischer Fixierung entwickelt. Als genereller Befund ist eine allgemeine Identitätskrise mit Ziellosigkeit und der Gefahr ideologischer Neustiftung von Identität zu konstatieren. Geschichte und Geschichtsunterricht können die notwendigen Zielwerte für eine rationale Zukunfts- und Handlungsorientierung nicht bereitstellen, sie können aber Identifikationshilfe leisten, indem sie ein aufgeklärtes Verhältnis zur Vergangenheit herstellen.

Mit der Überschreitung der Schwelle der Ostverträge und des Grundvertrages mit der DDR ist eine Identitätsfindung für die Bundesrepublik erst recht dringlich geworden. Sie ist aber auch eher möglich als bisher: Es geht darum, eine aufgeklärt-gerechte Beziehung zur eigenen Geschichte zu gewinnen und sich von dem nationalen Masochismus zu befreien, in den der frühere nationale Narzißmus umgeschlagen zu sein scheint. Die Fixierung auf eine negative Singularität der eigenen Geschichte muß aufgegeben und eine Gleichbehandlung der deutschen Geschichte im Vergleich mit der Geschichte der anderen Völker und Staaten erreicht werden. In dem Buch von Ernst Nolte „Deutschland und der Kalte Krieg“ ist beispielsweise eine solche didaktische Chance zur Befreiung von der bloßen Umkehrung der nationalistischen Überheblichkeit und zur Annahme der deutschen Geschichte in ihrer Totalität angebahnt.

In Rücksicht auf die Vergangenheit dürfen wir im Geschichtsunterricht die Klärung der fundamentalen Frage, wer wir als dieser Staat Bundesrepublik sind, was wir sein können und sein wollen, nicht mehr länger vor uns herschieben. Mit dieser Forderung ist die Frage verbunden, ob wir noch eine Nation sind und sein wollen. Was gesucht wird, ist nicht das Surrogat einer Integrationsideologie, sondern die mit dem Vergangenheitsbezug verbundene Zukunftsorientierung und politische Handlungsmoral. Die notwendige Klärung darf also nicht mit einer von oben gesetzten, wie auch immer ideologisch motivierten, Identifikationsveranstaltung verwechselt werden. Sie muß in Gang kommen durch einen rationalen Diskurs zwischen Politikern und Bürgern, zwischen Lehrern und Schülern. Der mit den Reden des Bundeskanzlers, des Oppositionsführers und des Abgeordneten Gradl in der deutschlandpolitischen Debatte des Bundestages am 30. Januar 1975 sowie mit den Stellungnahmen des Bundespräsidenten am 20. Dezember 1974 und 6. Mai 1975 gegebene Anstoß sollte didaktisch aufgenommen werden.

Daraus ergeben sich bildungspolitische und schulorganisatorische Konsequenzen: Der Geschichtsunterricht darf nicht in eine Randposition gedrängt, die Zeitgeschichte nicht vom Sozialkunde- oder Politikunterricht absorbiert werden.

## **Michael Zeller: Bürger oder Bourgeois? Eine literatursoziologische Studie zu Thomas Manns „Buddenbrooks“**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 22/75, S. 11—23

Das Frühwerk Thomas Manns thematisiert das deutsche Bürgertum zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg. Die vorliegende Untersuchung zu den „Buddenbrooks“ geht deshalb von einer Analyse der konkurrierenden Termini „Bürger“ und „Bourgeois“ aus. Die Begriffe werden einmal in ihrem wechselvollen Gebrauch in Deutschland von der Französischen Revolution her durch das 19. Jahrhundert verfolgt. Diese Perspektive wird durch die synchrone ergänzt, indem die soziologische und kulturkritische Literatur um 1900 auf ihren Bürger/Bourgeois-Begriff hin untersucht wird.

Die aus der Begriffsanalyse gewonnenen unterschiedlichen Bestimmungen von „Bürger“ und „Bourgeois“ werden einer detaillierten Interpretation der „Buddenbrooks“ zugrunde gelegt. Es wird gezeigt, welche gesellschaftlichen Gruppen in dem Roman als „Bürger“ dargestellt werden und welche ideologische Position der Autor damit — bewußt und unbewußt — vertritt.

Ein Blick in die Geschichte Lübecks während des 19. Jahrhunderts macht deutlich, daß die beiden Familien Buddenbrook und Hagenström eine provinzielle Eigenentwicklung im deutschen Bürgertum repräsentieren, nicht jedoch „das“ deutsche Bürgertum, wie es Thomas Mann verstanden wissen wollte. Anhand der „Buddenbrooks“-Interpretation, die Th. Mann in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“ gibt, kann nachgewiesen werden, wie er versucht, den „Typus“ Buddenbrook nun als „Bourgeois“ zu definieren, um seine weltanschauliche Orientierungsnot während des Ersten Weltkriegs zu überwinden.